

Behindert – na und?
Jugendliche machen ihren Weg



Neues aus der Stiftung

- Der Rohbau steht...
- Familienratgeber erhält neues Gesicht
- „Miteinander Leben 2008“
- Ein künstlerisch-kulturelles Gartenerlebnis
- Abenteuer Öffentlicher Personennahverkehr...

Das Thema

- Behindert – na und? Jugendliche machen ihren Weg **S. 10**
- Meine Jugend im real existierenden Sozialismus **S. 11**
- Abitur statt Werkstatt **S. 15**
- Gegen den Trend: Drei Interviews **S. 17**
- Raum zum Experimentieren **S. 20**
- Erwachsenwerden im Heim **S. 22**
- Im Gespräch: Thema Schullehler **S. 24**
- Die Zukunft im Blick **S. 25**
- Und Mia greift sich das Mikrofon **S. 28**
- Jugend mit Zukunft?! **S. 30**
- „...wie alle anderen auch“: Anne Gersdorff **S. 34**
- „Behindertes Leben – ganz normal“ **S. 36**
- Knoops Kolumne: **S. 37**
Behinderung und gefühltes Alter

Im Brennpunkt

- Eingliederungshilfe **S. 38**
- Zäsur in der Eingliederungshilfe? **S. 40**
- Zweiter Brief an Amigo **S. 42**

Reisen

- Unsere Reise nach Rheinsberg **S. 45**
- Eine Schifffahrt um Potsdam **S. 46**

Sport

- Rebellen warteten lange auf den Sieg **S. 47**
- Rollstuhlbasketball: Fit für Peking **S. 48**
- Rollstuhlkarate in Zehlendorf **S. 50**

Forum

- „2030 – Aufstand der Alten“ **S. 52**
- Wohn(t)räume praxisnah **S. 54**
- „Mundmalworkshop“ für Kinder **S. 56**
- Flanieren für alle **S. 58**
- Musikalischer Abend II **S. 60**

Leben & Lesen

- Gemeinsam für einen großen Traum **S. 61**

Porträt

- Was bringt das Leben Neues **S. 62**

Tipps und Termine

Ein gesellschaftlicher Dauerbrenner ist seit je her das Thema Jugend. Das Verhalten Jugendlicher gilt gerne als Seismograph für gesellschaftliche Entwicklungen. Über die Jugend wird öffentlich diskutiert und das Echo in der Medienlandschaft geht häufig eher in eine negative Richtung. Berichtet wird mehrheitlich, wenn jugendliche Fehlentwicklungen oder Jugendgewalt auffällig werden. Jugendliche mit Behinderung bleiben in der gesamtgesellschaftlichen Betrachtung oft außen vor. Früher war alles besser... gerade in Berlin ist dieser Satz wie ein zweischneidiges Schwert. Es gibt sie noch, die Generation(en), die ihre Sozialisierung in der DDR erfahren haben. Jugendliche Entwicklung ist unter diesem Aspekt sehr facettenreich. In dieser WIR-Ausgabe widmen wir uns dem Thema Jugend und Behinderung, heute und damals. Wir thematisieren Ablösungsprozesse, berufliche Perspektiven und zeigen beispielhaft jugendliche Entwicklungen bei verschiedenen Generationen auf, die trotz erschwelter Voraussetzungen zu individuellen Lebensentwürfen und Selbständigkeit geführt haben. Erinnern Sie sich noch an ihr „Damals“? Nein, was war das schön... *Michael Nüske*

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung:

Thomas Golka / Michael Nüske

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: wir@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Gestaltung: bleifrei Texte + Grafik

Titel: Pressebild IXI Mobile/bleifrei

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 2 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 01. August 2008

Fotos: Golka, Häussler-Verlag, Hofinger, Janßen, Joneck, Nüske, Kreuzler, Zippo Zimmermann (www.designladen.com), Schiering, Schmidt, Gordan, Bauersfeld, FDST-Archiv, Klahr, Wikipedia

Der Rohbau steht ...

Seit Mitte September 2007 wird in Bad Bevensen gebaut. Mittlerweile ist der Rohbau der Erweiterung des Gästehauses abgeschlossen und die Bauarbeiter sind mit dem Innenausbau beschäftigt. Da dadurch keine Lärmbelästigung entsteht, verbringen seit Mitte Mai auch wieder zahlreiche Gäste ihren Urlaub im Gästehaus und genießen den warmen Frühsommer. Es ist geplant, dass der Erweiterungsbau im Oktober komplett fertig gestellt ist.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung hat sich entschlossen, das Gästehaus zu erweitern, um so die Urlaubsqualität für Menschen mit Behinderung in Bad Bevensen noch zu steigern.

Vor dem bisherigen Hauptgebäude, in dem sich im Wesentlichen Gästezimmer, Rezeption und Büros befinden, ist ein neuer Anbau entstanden, in dessen Erdgeschoss zukünftig die Eingangshalle, die Rezeption, der Bürobereich und Gruppen- und Seminarräume zu finden sein werden. Im ersten Stock wird ein rollstuhlgerechtes Vital-Zentrum mit Sauna, Dampfbad, Bio-Sauna und Entspannungsraum gebaut. Im neuen Gymnastikraum werden Trainingsgeräte für die Gäste bereitstehen, und an der Tischtennisplatte kann man sich sportlich betätigen. Eine neue Physiotherapiepraxis rundet das Angebot im Gesundheitsbereich ab.

In der zweiten Etage werden fünf neue Gästezimmer mit Balkon entstehen. Jede Etage ist mit dem vorhandenen Gebäude verbunden, so dass die Wege für die Gäste kurz und überschaubar sind. In der dritten Etage wird eine helle, lichtdurchflutete Bibliothek den Gästen einen wunderschönen Platz zum Lesen bieten. Eine Dachterrasse mit Blick auf die Baumwipfel und darüber hinaus weitet den Blick und den Horizont.



Das Gästehaus Bad Bevensen erhält ein rollstuhlgerechtes Vital-Zentrum

Unter dem neuen Gebäude entsteht eine Tiefgarage, die eine komfortable An- und Abreise und Parkmöglichkeiten für die Gäste bietet, die mit dem Auto anreisen. Ein dritter Fahrstuhl wird die Tiefgarage und die neuen Etagen darüber verbinden.

Susanne Schiering
Gäste- und Öffentlichkeitsarbeit
Gästehaus Bad Bevensen



Familienratgeber erhält neues Gesicht

Das Info-Portal der Aktion Mensch präsentiert sich mit zahlreichen Innovationen – besonders für den Raum Berlin.

Kennen Sie den Familienratgeber der „Aktion Mensch“? Wenn nicht, sollten Sie diese praktische Adressdatenbank im Internet unbedingt kennen lernen. Unter www.familienratgeber.de finden sich knapp 20.000 Anlaufstellen in Deutschland, die Menschen mit Behinderung, ihren Angehörigen und Freunden Hilfe und Unterstützung in allen Lebenslagen anbieten. Der Familienratgeber ist damit die größte Träger übergreifende Adressdatenbank bundesweit. Nutzern bietet sich hier die Möglichkeit, gezielt nach lokalen Einrichtungen sowie Beratungs- und Hilfsangeboten im Rahmen der Familien- und Behindertenhilfe zu suchen. Die Seite ist nutzerfreundlich aufgebaut und präsentiert sich mit einem neuen, übersichtlichen Design, einer bequemen Navigationsstruktur und vielen zusätzlichen Service-Angeboten. Bei Fragen zu einem Thema wie „Schwerbehinderung“ findet der Nutzer nun neben informativen Texten auch praktische Literaturtipps, weiterführende Links und Adressen sowie Begriffserläuterungen in einem angefügten Glossar. Darüber hinaus erhalten Interessierte umfassende Informationen zu Themen wie Schwangerschaft und Geburt, Familienleben mit Kindern und Senioren, Krankheit und Pflege sowie hilfreiche Tipps zu spezifischen Rechtsfragen. Außerdem können sich Betroffene in verschiedenen Gesprächsforen mit Gleichgesinnten direkt austauschen und Beiträge kommentieren.

Im Raum Berlin wird die Datenbank von der Fürst Donnersmarck-Stiftung und der Spastikerhilfe e.V. betreut. Sie enthält



Kontaktdaten von über 1000 Berliner Einrichtungen, die ein breit gefächertes Themenspektrum abdecken: von der Freizeitgestaltung und Sport über Job- und Wohnangebote für Menschen mit Behinderung bis zu Schulen, Beratungsstellen, Selbsthilfegruppen und Ämtern. Seit kurzem gibt es für die Region Berlin noch einen ganz besonderen Service: Ein Teil der Datensätze ist nicht nur mit dem Selbsthilfeportal SEKIS verlinkt, sondern auch mit „Mobidat“, dem Internetportal für Barrierefreiheit, das Informationen über die Zugänglichkeit von zahlreichen öffentlichen Gebäuden in Berlin und Umgebung bereitstellt. Einige Datensätze enthalten darüber hinaus so genannte „Linkempfehlungen“. „Schon jetzt ist der Familienratgeber eine Datenbank, die weitaus mehr zu bieten hat als Adressen und Kontaktdaten“, betont Annemarie Kühnen-Hurlin, die in der Fürst Donnersmarck-Stiftung für das Projekt zuständig ist. „Unser Ziel ist es, für jeden einzelnen Datensatz möglichst viele und genaue Informationen zur Verfügung zu stellen, so dass der Nutzer einschätzen kann, inwieweit die aufgerufene Institution ihm bzw. ihr tatsächlich weiterhelfen kann.“

Weitere Informationen zum Familienratgeber finden Sie in der Broschüre, die dieser Auflage der WIR beiliegt. Sofern Sie Internetzugang haben, empfehlen wir Ihnen, einfach mal die Seite www.familienratgeber.de anzuklicken und sich dort umzusehen. Sie werden dort mit Sicherheit auch Informationen finden, die für Ihre spezielle Lage von Nutzen sind. Wenn eine Institution der Familien- oder Behindertenhilfe, mit der Sie zusammenarbeiten, noch nicht im Familienratgeber gelistet ist, wenden Sie sich am besten per E-Mail an Annemarie Kühnen-Hurlin (kuehnen.fbb@fdst.de) oder Mark Grünert (gruenert.fbb@fdst.de) in der Villa Donnersmarck. Sie sind für jeden Hinweis dankbar und werden Ihre Empfehlungen gern berücksichtigen.

Aktion Mensch/Mark Grünert

„Miteinander Leben 2008“

Messerückblick

Miteinander
Leben BERLIN
REHA | PFLEGE | MOBILITÄT

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung präsentierte sich vom 25.-27. April 2008 mit breitem Angebot auf der „Miteinander Leben“ in den Messehallen unter dem Funkturm. Auf einer rund 60m² großen Ausstellungsfläche konnten sich die Besucher über die verschiedenen Stiftungsbereiche informieren.

Fazit der Messe

Es waren mehr Besucher zu verzeichnen als bei den letzten Messen. Viele, die da waren, kannten die Fürst Donnersmarck-Stiftung nicht, so dass es sich gelohnt hat, vor Ort gewesen zu sein. Positiv wirkte sich auch der Messerundgang aus, der zusätzlich Besucher lockte. Ein Interessenschwerpunkt auf Besucherseite war das P.A.N.Zentrum, zu dem viele Fragen gestellt wurden. Die Informationen des Familienratgebers wurden häufig nachgefragt. Ebenfalls gilt es, die gute Zusammenarbeit aller Stiftungsbereiche hervorzuheben. Mit der Lebens-TRAUM-Aktion ging die Fürst Donnersmarck-Stiftung auf die Messebesucher zu: Auf entsprechenden Karten konnten die

Standbesucher ihren Lebensraum festhalten und ihn an einer eigens für die Messe gestalteten Wand befestigen. Die Fürst Donnersmarck-Stiftung sammelt die Lebensträume und wird einige Realität werden lassen.

Als verlässlich hat sich das zentrale Motto der Stiftung „Lebensträume – den Wandel gestalten“ erwiesen, welches mit



*Frank Hoffmann/
Expotec, Walter
Hirlinger/Präsident
VdK, Dagmar
Ziegler/Sozialminis-
terin Brandenburg,
Wolfgang Schrödter/
Geschäftsführer
FDST (v.l.n.r.)*

den Stiftungsteilen verknüpft wurde. Dies machte das Erscheinungsbild und die Stiftungsarbeit für Besucher und potentielle Nutzer der Stiftungsangebote greifbarer. Zweifelsfrei sehr gut angenommen wurde auch das Massageangebot, das als zusätzliche Attraktion zur Attraktivität des Messestandes beigetragen hat.

Nicht zu vergessen sei die Bekanntgabe der Gewinner des Rampenprojekts „Du bist mir wichtig – ich will dich erreichen“ von Eileen Moritz, Fürst Donnersmarck-Stiftung. In Kooperation mit der BVG, vertreten durch Christine Albrecht, wurden die Rampen an die Gewinner übergeben. (Vgl. diese Ausgabe S. 8)

Michael Nüske



*Andreas Seitz,
Ambulanter Dienst,
im Beratungsgespräch*

Ein künstlerisch-kulturelles Gartenerlebnis in Berlin-Zehlendorf

Als am Freitag die Arbeit der Künstler, die in den Gärten der Villa Donnersmarck ausstellen wollten, durch einen Regenguss unterbrochen wurde, schien die ungünstige Wetterlage bereits die Vorfreude auf das Wochenende der Offenen Gärten zu dämpfen. Doch bereits am Samstagmorgen konnten sich die ersten Gäste der Zehlendorfer Villa mit einem Kaffee gemütlich auf die Terrasse setzen und ausgiebig die verschiedensten Kunstwerke des Gartens bestaunen.

Mit Fotoapparat, Notizzettel und Gartenbüchern bestückt kamen bereits am Vormittag viele Gartenfans und wurden am Eingang von den Mitarbeitern begrüßt und vorbei an Hochbeeten, Kunst-, Klang- und Gartenobjekten geleitet. Die meisten ließen sich danach von frischem Erdbeerkuchen und den gemütlichen Sitzcken verführen und verbrachten so einige Zeit der Entspannung.

*Ein aromatisches
Erlebnis:
Die Duftbar der
Offenen Gärten*



Das von den privaten Gärten etwas abweichende Konzept der Villa Donnersmarck – der einzige barrierefreie Garten – überraschte viele der Besucher. Auch, dass die Gartengestaltung nicht nur für, sondern auch durch Menschen mit Behinderung vorgenommen wurde, war nicht auf den ersten Blick zu erkennen. So war z.B. eine große Anzahl von Holzskulpturen durch die Gruppe imPerfekt des Berufsbildungsbereichs der BWB-Nord entstanden. Als Garten- und Lebens-thema wurden sie als Sinnbild für das Werden und Vergehen aus alten Holzpflocken der Hochbeete der Villa Donnersmarck gestaltet. Als Publikumsmagneten entpuppten sich auch die Ikebana-Ausstellung im Haus und die Sinnesobjekte wie Klangschalen und ein Quellstein im hinteren Gartenbereich. Durch die Einbeziehung der Innenräume der Villa wurde auch die Ausstellung von Thomas Kahlau zum großen Kunsterlebnis vieler Neugieriger.





Neben Besuchern aus ganz Berlin, Potsdam und dem Umland kamen Nachbarn und Bewohner des Viertels, ließen sich zum Verweilen einladen und freuten sich, einmal von innen zu betrachten, was sie bislang nur über den Gartenzaun erspähen konnten. Die besondere Atmosphäre des Hauses und des Gartens beeindruckte viele Gäste.

Zum ersten Mal in diesem Jahr konnten Interessierte auch an einer Gartenführung teilnehmen. Friedericke Weber von Greenteam bezog sich in ihren Ausführungen speziell auf das Zusammenwirken von Garten und Villa und konnte Tipps geben wie Hausbesitzer ihre eigenen Gärten so gestalten können, dass Haus und Garten zu einer Gesamtheit finden.

Weitere Programmpunkte wie die Lesung Wolfgang Unterzauchers aus „Ein Garten der Erinnerung“ von Karl Förster sowie die Konzerte von Taiko Connection

und den Baseler Musikanten unter der gewaltigen Blutbuche des Sommergartens erwiesen sich als gelungene Veranstaltungen, was sich daran zeigte, dass immer mehr Stühle zur kleinen Naturbühne getragen wurden.

Es waren für alle Beteiligten zwei wunderschöne Tage der Offenen Gärten!

Annika Janßen

Wir danken allen Künstlern und Mitwirkenden (in alphabetischer Reihenfolge):

- Anke Mühlig; Textile Schriften
- Anna Katharina Fountis; behauene Steine, Holzfiguren
- Baseler Musikanten; Sommermusik unter der Leitung von Peter Dethlefs
- Frauenchor Zehlendorf; Chorleiter Cesar Gustavo La Cruz
- Greenteam; Unterstützung bei der Gartengestaltung und Gartenführung unter der Leitung von Friedericke Weber
- Jürgen Krogmann; Holzskulpturen
- Karin Schreiber u.a.; Ikebanaausstellung
- Kunstgruppe des Berufsbildungswerk der BWB; Holzskulpturen entstanden unter der Leitung von Mathias Rinne
- Stein-Hof Lehm-Galerie; Quellbrunnen, Eisenskulpturen, Klangschalen von Bodo Langner
- taiko connection; japanische Trommeln unter der Leitung von Beate Hunsdörfer
- TERRA 11; Keramikobjekte entstanden unter der Leitung von Anita Caspary
- Wolfgang Unterzaucher; Lesung aus „Ein Garten der Erinnerung“ von Karl Förster

*Taiko Connection
sorgte für den Klang*



Abenteuer Öffentlicher Personennahverkehr oder Geschenke statt Forderungen

Siegerehrung und Übergabe der Rampen an die Gewinner der Aktion „Du bist mir wichtig ich möchte dich erreichen“

Die Aktion fand am Freitag, dem 25. April, ihren Höhepunkt auf der Reha-Messe „Miteinander Leben“. Auf der Hauptbühne der Halle 24 in den Messehallen unter dem Berliner Funkturm überreichten Eileen Moritz, die Initiatorin des Projektes der Fürst Donnersmarck-Stiftung, und Christine Albrecht, Behindertenbeauftragte der BVG, die verlostten Rampen an die Gewinner. Die Teilnehmer hatten Ihre Erfahrungen mit dem Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) geschildert und konnten so eine Rampe gewinnen. Diese Rampe ging an einen Ort, eine Institution ihrer Wahl, die sie erreichen wollten und vor der eine Stufe zu überwinden war. Während der Veranstaltung gaben die Gewinner gleichzeitig die Bestimmungsorte der Rampen bekannt.

Die Idee dahinter – „Du bist mir wichtig – ich möchte dich erreichen“

Die beiden Frauen, die das Projekt umgesetzt hatten, wollten das alte und doch ewig neue Thema Mobilität und Barrierefreiheit neu denken. Neben der bestehenden Forderung, dass Barrierefreiheit als Bürgerrecht auf politischer Ebene durchgesetzt und ausgeweitet werden muss, hieß es bei dieser Aktion kurzzeitig „Geschenke statt Forderungen“.

In den letzten Wochen waren viele persönliche Geschichten, Tipps und Tourenvorschläge eingegangen. Eileen Moritz

und Christine Albrecht waren nun mit der schweren Aufgabe betraut, unter den vielen interessanten, witzigen und schönen Einsendungen die besten, die neun Gewinner auszuwählen. Am meisten freuten sich die Moderatorinnen darüber, welche Vielfalt an eigenen Ideen die Teilnehmer aus der ursprünglichen Grundidee entwickelten.

Bestätigt darin, wie aktuell dieses vermeintlich altbackene Thema „Mobilität bzw. Barrierefreiheit für Alle“ ist, konnten die Organisatorinnen lesen, welche große Bedeutung der Öffentliche Personennahverkehr (ÖPNV) für Menschen mit Behinderung hat. Er dient nämlich als Mittel für eine selbstverständliche, selbstbestimmte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Durch die Texte wurde erneut deutlich, dass das „was für viele Menschen ohne Behinderung alltäglich ist, für die Teilnehmer an der Aktion einen hohen Wert hat: Eigenständigkeit, Unabhängigkeit, Spontaneität, und die Möglichkeit mit anderen Fahrgästen selbstverständlich mitfahren zu können“, so Eileen Moritz.

Aus den Einreichungen der Gewinner

Gewinnerin Hiltrud Walter z.B. schrieb, dass es Mut und eine positive Lebenseinstellung braucht, um das Abenteuer Öffentlicher Nahverkehr einzugehen. Sie betont, dass die Forderungen und Aktivitäten vieler behinderter Menschen die weitgehende Barrierefreiheit geschaffen haben. Sie hatte bereits in den 80er Jahren der ostdeutschen Reichsbahn den Vorschlag gemacht, die Bahnsteige an bestimmten Stellen anzuheben – leider damals ohne Konsequenzen aber mit einem „freundlichen“ Schreiben der Deutschen Reichsbahn von 1985, welches nach Ihrer Auffassung unbedingt archiviert werden sollte. Die gewonnene Rampe schenkt sie ihrem Tierarzt.

Die Siegerehrung von Roland Budach brachte eine Überraschung, denn er hatte



die hintersinnige Idee, die BVG mit einer Rampe für den U- Bahnhof Innsbrucker Platz zu beschenken. Schmunzelnd nahm Frau Albrecht im Namen der BVG an, sagte aber zu, die Situation am Innsbruckerplatz anders zu lösen, so dass Roland Budach einen zusätzlichen Gewinn erzielte.

Der als gerne und viel redende angekündigte Roland Walter hatte einen Text eingereicht, den die Moderatorin Eileen Moritz unbedingt vorlesen wollte. Nachdem sich das Publikum bereits auf einen längeren Vortrag eingestellt hatte, folgte unerwartet der kürzeste Beitrag des Wettbewerbs: „Ich stehe mit meinem E-Rolli an der Bushaltestelle Lankwitz Kirche. Der nette Busfahrer des X83 klappt die Rampe aus. Nachdem ich rein gefahren bin, sagt der mir schon bekannte Busfahrer: „Möchten Sie Rathaus Steglitz wieder raus?“ Ich grinse und nicke.“ Roland Walter hat die gewonnene Rampe seiner Kirchengemeinde zugedacht.

Die weiteren Gewinner sind: Hannelore Bauersfeld mit Weitergabe der Rampe an ihren Lieblings-Kiezladen „Knopf und Schnalle“; Hannelore Jerchow mit Weitergabe der Rampe an das „Haus der Jugend

Die Gewinner des Rampenprojektes. Ganz links: Eileen Moritz; im Hintergrund: Christine Albrecht (BVG)

Anne Frank“; Hans-Jürgen Branig und Walter Kuhr mit Weitergabe an ein Restaurant in Britz; Konrad Hickel mit Weitergabe an die „Grüne Jugend“; Reiner Pilz mit Weitergabe an den Wassersportverein „Handycaps“; Ursula Lehmann, die die Rampe auf Wanderungen und ähnlichen Gelegenheiten einsetzt und dabei immer wieder von der Aktion berichtet und Waltraud Wölfel mit Weitergabe an das Schloss Biesdorf.

Die Texte werden veröffentlicht

Die Begeisterung über die eingegangenen Beiträge brachte die Initiatoren der Aktion auf die Idee, die Texte für die Sensibilisierung des Themas Mobilität weiter zu verwenden und mit dem Einverständnis der Einsender für eine kleine Broschüre zusammenzustellen. Diese Broschüre könnte für das Mobilitätstraining der BVG und für die Motivation anderer behinderter Fahrgäste benutzt werden. Die beschriebenen Erlebnisse sollten vielen Mut machen, das Abenteuer ÖPNV zu wagen!

Annika Janßen

Behindert...

TOLERANZ



Die Pubertät bringt typische Probleme mit sich. Egal ob ein junger Mensch behindert ist oder nicht – die Zeit der Ablösung vom Elternhaus sorgt für innerpersönliche und äußere Konflikte. Es gilt die Diskrepanz auszuhalten, sein Leben einerseits mehr und mehr selbst bestimmen zu wollen und andererseits oft noch als Kind behandelt zu werden und den Normen der Eltern folgen zu müssen.

Das Finden der eigenen Rolle im Freundeskreis und das aufkeimende Interesse am anderen Geschlecht nehmen viel Raum ein im Leben eines Heranwachsenden. Parallel geht die Schulzeit dem Ende zu, Berufswunsch und -möglichkeit spielen eine immer größere Rolle. WIR haben uns gefragt, inwieweit das Behindertsein Einfluss nimmt auf diese einschneidende Lebensphase.

In Deutschland sind vier Prozent aller schwerbehinderten Menschen jünger als 25 Jahre. Wie leben diese Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in

unserer Gesellschaft, in der Äußerlichkeiten und Leistungsfähigkeit einen hohen Stellenwert haben? Wie nehmen sie selbst ihr „Anderssein“ wahr? Welche Wünsche und Träume haben sie? Und: Haben es die Jugendlichen heute trotz ihrer Behinderung leichter als früher? Zwei unserer Redakteurinnen werfen einen Blick zurück in ihre eigene Kindheit und Jugend, lassen uns Anteil haben an den teils schönen, aber oft auch schmerzlichen Erinnerungen. Welche Unterschiede gibt es zwischen dem Aufwachsen im Heim und im familiären Umfeld? Auch dieser Frage sind wir nachgegangen. Kinder und Jugendliche kommen in verschiedenen Beiträgen selbst zu Wort.

Eines zeigt sich in allen Berichten mehr oder weniger deutlich: Der Wunsch, behinderter Kinder und Jugendlicher, nicht behindert zu sein, sollte in erster Linie als Wunsch nach Teilhabe verstanden werden...

Helga Hofinger

Bildung und Chancen: zur Schul- und Ausbildungssituation

Meine Jugend im real existierenden Sozialismus

Die reguläre Schulausbildung meiner Kindheits- und Jugendjahre habe ich in vier verschiedenen Sonderschuleinrichtungen für Körperbehinderte sowie auf einer Station der Orthopädischen Klinik der Charité in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik absolviert. Eingeschult wurde ich im Alter von sechs Jahren 1959 im „Roten Haus“, das ich bereits in einem früheren Artikel ausführlich beschrieben habe. Die besonderen Begleitumstände meiner Schulzeit in diesem Haus sollen aber auch zum Teil in diesem Beitrag zur Sprache kommen.

Zunächst möchte ich schildern, mit welchen Erwartungen ich als noch sehr junger Mensch meiner Schulbildung entgegensah. Durch meine angeborene Muskelerkrankung war mir das alterstypische Spielen und Herumtoben unter freiem Himmel fast vollständig verwehrt. Das bedeutete, ich konnte mich nur am Tisch sitzend oder im Bett in den verschiedenen Krankenhäusern, die ich in meiner Kleinkindzeit monate- bis jahrelang durchlief, beschäftigen. Ich spielte sehr gern mit meinen Puppen, ich malte mit Buntstiften, anderes Material kam zu der Zeit nicht in Frage. Ich ließ mir gern Märchen und Geschichten vorlesen und erzählen oder ich schaute mir Bilderbücher an – Fernsehen gab es zu der Zeit in meiner Umgebung noch nicht.

Da ich ein lebhaftes Kind war, von dem die Erwachsenen behaupteten, dass es ein „helles Köpfchen“ habe, wurden die Prognosen mit der Zeit immer massiver, dass die Schule einmal eine große Bedeutung für mich haben würde. „Warte ab,



Silvia Gordan:
mit Ehrgeiz ins
Berufsleben

wenn du erst lesen gelernt hast, dann wird alles besser für dich, dann wirst du dich nicht mehr langweilen“ – das waren die Verheißungen der Erwachsenen. Und so sah ich der Schule mit freudiger Spannung entgegen.

Im Roten Haus, jenem Kinderheim mitten im Wald, fand der Unterricht in einer sogenannten Schulbaracke aus Holz statt. Dort versammelten wir Kinder der ersten Klasse uns zum ersten Unterrichtstag. Ich erinnere mich noch in aller Deutlichkeit, wie der Pfleger des Roten Hauses, Onkel Herbert, uns Kindern, bevor der Lehrer erschien, seine Instruktionen erteilte, wie wir uns im Unterricht zu benehmen haben, kurz: dass nun der sogenannte Ernst des Lebens beginnt. Seine lange Standpauke war gespickt mit langweiligen Ermahnungen, die in der Warnung gipfelten, uns ja nicht zu erlauben, während des Unterrichts etwa auf die Toilette zu müssen, sondern dieses Bedürfnis rechtzeitig zu erledigen. Da mich nun diese Ermahnung plötzlich beeindruckte, meldete ich vor Schreck lieber noch einmal mein diesbezügliches Bedürfnis an. Daraufhin wurde ich von Onkel Herbert mit groben und lauten Worten ausgeschimpft, was mir denn einfiel, ihm jetzt im letzten Moment vor dem Unterricht noch solche Umstände zu bereiten. Er trug mich in den Vorraum des Schulzimmers und setzte mich dort aufs Töpfchen, was im Roten Haus so und nicht anders üblich war. Während meiner Sitzung, die er ungeduldig beaufsichtigte, schimpfte er weiter unentwegt auf mich ein. So lernte ich noch vor dem eigentlichen Schulbeginn, dass für mich das Leben weiterhin anders aussieht als normal und üblich.

Jungs &
behindert

In der ersten Klasse hatte ich große Schwierigkeiten, dem Unterricht zu folgen, weil ich zeitgleich von medizinischer Seite mit orthopädischen Hilfsmitteln in Form von Schienen und Apparaten traktiert wurde. Diese Hilfsmittel sollten mich auf die Beine stellen und mir das Stehen und Laufen ermöglichen, wie meinen Eltern von den Ärzten versichert wurde, was sich aber kaum effektiv verwirklichte. In Wirklichkeit haben sie mich gefoltert und gequält, mir unerträgliche Schmerzen verursacht, weil die Metallgelenke an Hüften und Knien in mein Fleisch einschnitten, während ich darin eingezwängt im Unterricht auf der Schulbank saß. Somit konnte ich mich nur schwer auf das Schreiben- und Rechnen-Lernen konzentrieren und erhielt in den ersten beiden Schuljahren keine besonders guten Zensuren. Unter den Pflägern oder Lehrern gab es niemanden, der sich um meine Notlage gekümmert hätte.

Ab der zweiten Klasse fand der Unterricht in einem Raum zusammen mit mehreren anderen Klassenstufen statt, die von einem älteren ausgedienten Schulmeistertyp gleichzeitig unterrichtet wurden. Eine Klasse erhielt mündlichen Unterricht, die anderen mussten sich in der Zeit mit schriftlichen Übungen plagen. Die Konzentration war dadurch sehr erschwert. Meine Leistungen waren auch in dieser Klasse schlecht. Das einzige, was ich sehr schnell und ziemlich selbständig lernte, war das Lesen. Als ich acht Jahre alt war, las ich mein erstes Kinderbuch mit einem Umfang von etwa 200 Seiten. Es war mir zufällig in die Hände gekommen und hatte den Titel „Martin und die Wiesenpieper“.

Die dritte Klasse verbrachte ich in der Charité, wo ich einen kümmerlichen Unterricht am Bett genoss. Die Zeit der quälenden Schmerzen im Krankenhaus überstand ich nur durch Lesen. An ein sehr schönes Buch, das mir meine Groß-



*Einschulung 1959
– mit meinem Vater*

tante aus dem Westen schickte, erinnere ich mich noch mit großem Vergnügen. Es hieß „Pünkelchen auf Reisen“ und handelte von einem kleinen, daumengroßen Männlein, das in einer Stadtwohnung lebte und Ausflüge in der näheren und fernerer Umgebung der Wohnung unternahm. Es machte mich in meinem Krankenhausbett mit der großen Welt aus der Perspektive dieses kleinen Kerls bekannt.

Erst von der vierten Klasse an war ich in einer Sonderschule, die einen annähernd normalen Internatscharakter besaß. Die baulichen Voraussetzungen dieser Sonderschule genügte den Anforderungen von uns behinderten Kindern allerdings in keinsten Weise, so dass die allgemeinen Lebensbedingungen und insbesondere die Lernbedingungen für mich dort in hohem Maße strapaziös waren. Meine schulischen Leistungen wurden aber trotzdem von da an erheblich besser. Ich konnte mir inzwischen durch Lesen vieles selbst erarbeiten. Ich blieb dort bis zur Auflösung dieses Schulprovisoriums bis zur siebten Klasse. Die Unterrichtsinhalte in dieser Zeit waren zunehmend ideologisch belastet, so dass mir oft die Lust am Lernen verging. Trotzdem gab es Fächer wie z.B. Deutsch, in denen ich immer an einsamer Spitze stand. Auch Russisch lernte ich am Anfang gern, aber die Texte, die dieser Sprache zugrunde lagen, handelten nur vom erfolgreichen Aufbau des Kommunismus in der Sowjetunion und ödeten mich an, so dass ich – auch weil man keine Gelegenheit hatte, die Sprache praktisch anzuwenden – die Lust daran verlor.

Die Naturwissenschaften – insbesondere Physik und Chemie – waren nicht so sehr meine Stärke, weil sie zum großen Teil viel zu abstrakt vermittelt wurden. Ich konnte nicht erkennen, wie mir solcher ausschließlich kopforientierter Wissensballast in meinem besonderen Schicksal weiterhelfen konnte. Unter den vielen Leh-

JUNGS & behindert

ern, die die Aufgabe hatten, uns zu sogenannten sozialistischen Persönlichkeiten zu erziehen, gab es einen, der mir im Alter von elf Jahren eine annähernd gerechte Beurteilung auf dem Zeugnis der vierten Klasse gab. Dort hieß es über mich: „Durch ihre ständige volle Lernbereitschaft belebt sie den Unterricht. Sie kann bereits Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden.“

Die achte Klasse verbrachte ich wieder in einer anderen Sonderschule fern meiner Heimat. Dort waren die baulichen Gegebenheiten katastrophal. Ich war inzwischen 14 Jahre alt und hatte bereits ein großes Weltinteresse entwickelt, sah mich dort aber eingesperrt wie in einem Gefängnis. Dazu wieder Unterrichtsinhalte, die von Marx und Engels und Lenin nur so triefen. Trotz alledem hatte ich zu der Zeit den Ehrgeiz entwickelt, das Abitur zu machen. Dazu musste ich erneut die Schule wechseln.

So kam ich zu Beginn der neunten Klasse in die einzige Sonderschule für Körperbehinderte, in der man in der DDR in der Nähe der Hauptstadt das Abitur ablegen konnte. Die Schul- und Lebensbedingungen in dieser Einrichtung waren Ende der 1960er Jahre so unzumutbar, dass ich am Ende der zehnten Klasse meinen Ehrgeiz aufgab und meine Schulzeit freiwillig beendete. In aller Kürze will ich versuchen, meine Situation dort zu schildern: Es gab nur einen einzigen Raum, in dem sich unser Leben abspielte, das war unser Schlafzimmer. In diesem Raum standen dicht aneinandergereiht bis zu zehn Betten. Dort fand das gesamte Leben während der Unterrichtsmonate statt: Schlafen, Waschen, Essen, Unterricht, Freizeit – und in dem einen oder anderen Fall sogar die ersten Versuche der Liebe im Dunkeln unter der Bettdecke. Wer nicht in der Lage war, selbst zu laufen, konnte den Raum so gut wie nie verlassen, weil es ein Haus voller Treppen war, in dem es keinen Aufzug gab. Angesichts dieser Tatsachen, von Menschenwürde zu sprechen,



Geburtstagsfeier im Schul- und Schlafzimmer in Birkenwerder – 1970

für die wir gerade in diesem Alter unsere Begriffe entwickeln wollten, ist einfach absurd. Mit wenigen Ausnahmen haben dort aber trotzdem alle das Abitur geschafft, und sehr viele haben anschließend ein erfolgreiches Studium absolviert.

Für mich waren diese Bedingungen unerträglich. Ich habe schon allein wegen meiner erheblich eingeschränkten Muskelkräfte das Schulpensum rein körperlich so schwer bewältigt, dass ich hin und wieder an heftigen Gemütsschwankungen litt. Gott sei Dank hat mir aber meine trotz allem grundsätzliche Lebensfreude immer wieder über alles hinweggeholfen. Das Herumhantieren mit Büchern, Schnellheftern, Mappen und allem möglichen Schulkrum hat schon allein einen großen Teil meiner geistigen Kräfte absorbiert, so dass ich vieles aus Ermüdung nicht mehr begreifen konnte. Assistentzhilfen im Unterricht gab es selbstverständlich nicht. Das haben allenfalls die Mitschüler übernommen. Ein großer Vorteil an dem Ganzen: Es herrschte eine ausgeprägte Solidarität untereinander. Grund Nummer eins meines Schulabbruchs war aber der sich immer weiter ausdehnende ideologische Druck. Ich sah keinen Sinn mehr in dem, was mir die Schule bieten konnte. Dazu kam, dass ich wegen meiner Körperbehinderung zu den wenigen Schülern zählte, für die die Aussicht auf ein Studium fast ausgeschlossen war.

Als ich siebzehn Jahre alt geworden war, begann ich mein Schicksal in die eigenen

Hände zu nehmen. Äußerlich geriet ich allerdings in die absolute Abhängigkeit von meinen Eltern, indem ich in mein Elternhaus zurückkehrte.

Ich hatte nach der Schulzeit zunächst ein ausgeprägtes Interesse an Kunst und Malerei. Und so versuchte ich mich mit der Unterstützung eines befreundeten Malers auf diesem Felde. Ein Jahr lang habe ich mit seiner Hilfe und mit der Hilfe einiger Anleitungsbüchlein, die ich mir aus dem Westen schicken ließ, auf dem Gebiet des Zeichnens und Malens einige nette Sachen versucht. Es hat mich aber immer weniger befriedigt, weil ich merkte, dass meine körperlichen Kräfte mir auch hier enge Grenzen setzten, so dass von einer ernsthaften künstlerischen Entwicklung nicht die Rede sein konnte. Daneben besuchte ich ein Jahr lang einen Volkshochschulkurs in Kunstgeschichte, der mich sehr interessierte und der eine mich befriedigende Qualität hatte.

Die Begleitumstände dieses Kunstgeschichtskurses waren für mich und alle, die mir dabei halfen, natürlich wieder alles andere als erholsam, denn die Schule war ein Gebäude mit vielen Treppen, die ich hinaufgetragen werden musste. Das konnte ich längerfristig niemandem zumuten, weshalb ich nach einem Jahr den Besuch der Schule beendete. Aber die Anregungen, die ich durch die Beschäftigung mit der Geschichte der Europäischen Malerei und Baukunst erhielt, haben mein selbstständiges geistiges Arbeiten in eine entscheidende Richtung gebracht.

Nach Beendigung dieses Kurses wollte ich dann aber erst mal einen ernsthaften Beruf ergreifen, um mir selbst und den Menschen, die ständig neugierige Fragen stellten, zu beweisen, dass ich auch etwas „Ordentliches“ leisten kann. Ich bereitete mich dann ein Jahr lang im Selbststudium auf den Beruf des Korrektors vor und arbeitete darauf 20 Jahre lang für einen

Jung & behindert



Kindheit unter dem Weihnachtsbaum

Verlag und für eine Hochschule in Heimarbeit, womit ich auch Geld verdiente.

Daneben beschäftigte ich mich intensiv mit Lesen. Durch die Kunstgeschichte waren viele Fragen in mir aufgetaucht. In den 23 Jahren, die ich bei meinen Eltern lebte – bis endlich die Mauer fiel und ich meinen neuen Lebensort in Berlin auf dem Umweg über die Fürst Donnersmarck-Stiftung suchen konnte –, orientierte ich mich in der Welt der Bücher auf den Gebieten: Allgemeine Literatur, Kunstgeschichte, Geschichte, Psychologie, Philosophie, Religionen bis hin zur Anthroposophie. Universitäten konnte ich nicht besuchen, aber auf dem Weg des autodidaktischen Studiums konnte mich nichts behindern – und ich konnte den Stil und die Inhalte meines Studiums aus meinen eigenen Fragen heraus selbst bestimmen. Die dazu erforderlichen Bücher besorgte ich mir zum größten Teil auf meinen Westreisen, die ich jedes Jahr unternahm und von denen ich jedes Mal einen Koffer voller Bücher herüberschmuggelte – denn das Literaturangebot in der DDR war natürlich nur bedingt brauchbar.

Inzwischen lebe ich in einer eigenen Wohnung in Berlin und habe mich von allen Fesseln befreit. Aufgrund meiner Bildung, die ich mir in Eigeninitiative angeeignet habe, bin ich in der Lage, mich in der Metropole Berlin zurechtzufinden und die Angebote dieser Stadt zu nutzen und zu genießen. Ich besuche die verschiedensten kulturellen Veranstaltungen, mit besonderer Vorliebe die der Anthroposophie. Besonders beheimatet fühle ich mich in der Christengemeinschaft. Ich besuche auch gern die Urania und gehe in klassische Konzerte, in Museen, Galerien und Ausstellungen. Und wenn ich das Bedürfnis habe, mich mitzuteilen, dann schreibe ich gerne einen Artikel für die WIR.

Silvia Gordan



Behinderung in der Nachkriegszeit

Es war Anfang der 1940er Jahre nicht die Zeit, in der eine Mutter, deren Mann zwei Monate zuvor im Zweiten Weltkrieg gefallen war, die Geburt eines behinderten Kindes feierte. Und es war schon gar nicht zu erwarten, dass sie ihr Kind zur Behandlung in ein Krankenhaus brachte, nachdem die Geburtsklinik wenige Tage nach der Niederkunft von Bomben zerstört worden war. Letzteres kam erst wieder nach Kriegsende in Frage: Kaum war ich in die Grundschule eingeschult, wurde ich auch schon in ein Krankenhaus eingewiesen. Nur das Bild mit der Schultüte erinnert noch daran, dass ich mal für ein paar fröhliche Einschulungsminuten in einer regulären Grundschule war.

Ich habe also die Jahre verpasst, in denen kleine Jungs kleinen Mädchen an den Zöpfen ziehen, in denen kleine Mädchen kleinen Jungs gegen das Schienbein treten, man sich doof findet, mit Sand beschmeißt, in denen man seinen Namen schreiben und rechnen lernt.

Zumindest das Schreiben, Rechnen und Lesen ließ mir meine Mutter in den folgenden acht Krankenhausjahren auf eigene Kosten von pensionierten Lehrerinnen beibringen, denn es gab in den Nachkriegsjahren für solche Fälle keine öffentliche Grundschulversorgung. Unter diesen Lehrerinnen war auch eine Französin, die mir das Lied „Sur le Pont d'Avignon“ und den Charme der französischen Sprache beibrachte, was mich für den Rest meines Lebens prägte. Doch erst einmal entzückte ich das Krankenhauspersonal mit meiner Kreativität, indem ich meiner Schildkröt-Puppe Nivea-Creme auf den nackten Kopf schmierte, um auf dieser „Grundierung“ mit geformten Wattelöckchen und -zöpfen immer neue Frisuren à la Pompadour aufzukleben.

Die meiste Zeit während der Krankenhausjahre aber las ich, las alles, was ich nur Lesbares vor die Augen bekommen konnte: von „Lederstrumpf“ über „Nesthäkchen“ bis „Heidi“ und noch viel mehr – und ich habe all diese Bücher heute noch, weil es mir nie gelang sie wegzugeben, was ich gerne tun würde, fände ich denn einen ernst zu nehmenden Interessenten. Auf diese „virtuelle“ Weise, wie man heute sagen würde, lernte ich jedenfalls, wie die Kinderzeit für mich hätte sein können, wenn ... Denn Fernsehen gab es noch lange nicht.

Nachdem man mich aus dem Krankenhaus entlassen hatte mit den Worten: „Kommen Sie wieder, wenn die Wissenschaft weiter ist, wir können jetzt nichts mehr tun“, kam der Moment der Zukunftsplanung, und das bedeutete erst einmal: zur fachkundigen Beratung beim Jugend- und Schulamt vorstellig werden. Dort wurde meine kurze Vita lang und breit diskutiert. Schlussendlich wurde meiner Mutter mit Blick auf den nicht vorhandenen Grundschulbesuch als ultima ratio angeraten: „Geben Sie das Mädchel am besten in eine Behindertenwerkstatt, damit sie einen praktischen Beruf erlernen kann“, denn derartige Einrichtungen

gab es wohl schon immer für Menschen mit Behinderung.

Da kannte man meine Mutter aber schlecht. Sie hatte sich vorgenommen, dass ihre Tochter alles lernen sollte, was sie selbst nicht lernen konnte, und das hieß für sie: Großes Latinum, Abitur machen und studieren! Somit wurde ich einem Test unterzogen, bei dem ich in Unkenntnis von Ackerbau und Viehzucht zwar behauptete, die Rose ernähre sich über ihre (Tulpen-)Zwiebeln, was aber nichts am Endergebnis änderte: Ich „musste“ aufs Gymnasium und konnte damit die „normalste“ Zeit meines Lebens in vollen Zügen auskosten. Am Ende bestand ich sogar, erlebte meine erste und einzige ernsthafte Ausbildungsprüfung, das Abitur, wie auf einer Glückswolke, weil mich die Prüfer am Ende mit Beifall aus dem Prüfungsraum entließen.

So gut wie die Französisch-Prüfung, so gut klappte das mit dem Laufen bei mir zwar immer noch nicht. Aber ich war im Wachstum, hatte Krücken und Schiene mit der Zeit durch preußische Haltung (= Kreuzdurchdrücken und Pobacken-Zusammenkneifen) und eine einseitige Schuherhöhung ersetzen können, hinkte – je nach Tagesform – mal mehr, mal weniger und gewann schlussendlich sogar einen Rock'n Roll-Wettbewerb, wobei die Hinkerei ja nicht auffiel.

Das mit dem Studium nach dem bestandenem Abitur blieb bis heute Wunschdenken, weil es damals keine Studienförderung wie Bafög o.ä. gab, eine besondere Förderung für Menschen mit Behinderung sowieso nicht und auch keine barrierefreien Universitäten. Und meine Mutter hatte inzwischen festgestellt, dass ich ihr wegen meiner behindertenbedingten Kosten auf Dauer zu teuer würde, so dass ich mir mein Studium selbst erarbeiten sollte. Was ich gerne auch tun wollte. Aber mein von der Gehbehinderung geprägtes



Zum Entzücken des Krankenhauspersonals formte H.B. während ihrer Krankenhausaufenthalte im Grundschulalter der Schildkröt-Puppe Baby-Doll, heute 60 Jahre alt, aus Watte gestylte Frisuren, die sie auf dem glatten Kopf mit Nivea-Creme befestigte



Gelebte Kreativität in Kinderjahren: Wattefrisur der Puppe „Baby Doll“

Leben musste auch immer noch andere „Nachteilskosten“ ausgleichen – und das hieß unter anderem: Häufig nach Frankreich – zumeist nach Paris – zu reisen, an der Uni Kurse in Mode- und Aktzeichnen zu belegen, Spaß zu haben und vom „wirklichen Leben“ leben zu lernen; denn wer wusste damals schon, wie lange es mir noch so gut gehen würde ...

Natürlich denke ich nach den verpassten Grundschuljahren besonders gerne an meine Jahre auf dem Mädchengymnasium im Grunewald, in dem heute sowohl Jungen als auch Mädchen unterrichtet werden. Mir fallen die Schulfeste ein, zu denen wir die Jungs vom benachbarten Jungengymnasium einladen mussten – und umgekehrt, wenn wir tanzen oder ein Theaterstück aufführen wollten. Und ich denke an das Ende der Geschlechtertrennung an vielen Orten und somit nicht nur an den Schulen, bevor es zur allgemeinen Emanzipation der Geschlechter kam, die ich als eine ohne Vater Aufgewachsene sicher emanzipierter erlebte als andere; obwohl es damals – Anfang der 60er Jahre – schon noch eine Sensation war, dass eine meiner knapp 20jährigen Klassenkameradinnen hochschwanger die mündliche Reifeprüfung bestand.

Erst 40 Jahre später schrieben ich und viele andere Broschüren und diverse Artikel zum Thema „Sexualität und Behinderung“, weil es nun mal so lange dauerte, aber inzwischen glücklicherweise angekommen ist, dass auch wir völlig normale Bedürfnisse und Empfindungen haben, und es gründeten sich Partnervermittlungen für Menschen mit Behinderung ...

Hannelore Bauersfeld

Gegen den Trend: Leben im Heim als Alternative

WIR haben bei drei Jugendlichen nachgefragt



Ich möchte gerne eine
Freundin finden, die mich
akzeptiert, wie ich bin

Interview mit Askel

Der 18-jährige Askel wohnt im Kinder- und Jugendheim des Fürst Donnersmarck-Hauses. Er hat Spina bifida.

Askel, seit wann wohnst du hier im Haus, und wo hast du vorher gewohnt?

Ich lebe seit 14 Jahren hier im Heim. Weil sich unsere Mutter nicht richtig um uns kümmern konnte, wurden mein älterer Bruder und ich vom Jugendamt ins Fürst Donnersmarck-Haus vermittelt. Einmal im Monat und in den Ferien fahre ich zu meinem Vater.

Was bedeutet es für dich, in einem Heim zu wohnen?

Ich finde es super! Ich bin hier aufgewachsen, bin hier schon viel länger als bei

meinen Eltern. Ich fühle mich wohl und kann mit den Erziehern über alle Probleme offen reden.

Deine Freunde, leben die auch hier im Fürst Donnersmarck-Haus?

Ja, vor allem mit Stephan, Steven und Marcel unternehme ich viel. Ich habe auch außerhalb Freunde – von der Schule her –, aber ehrlich gesagt bin ich zu faul, mich mit denen zu treffen.

Was machst du in deiner Freizeit?

Normalerweise spiele ich bei den FDH-Kickers, aber wegen einer Fuß-OP muss ich gerade pausieren. Ich lese gerne, z.B. Harry Potter, freue mich schon auf den neuen Band. Außerdem höre ich viel Musik, z.B. Juli, Silbermond und Tokio Hotel. Und ich sitze gerne am PC oder spiele Playstation. Manchmal gehe ich zur Disco in der Cafeteria, außerhalb aber nicht, auch weil das zu teuer ist.

Hast du eine Freundin?

Nein, ich bin Single. Es ist halt schwierig, die Richtige zu finden. Ich hätte auch gerne eine Freundin, die nicht behindert ist, aber ob die mich akzeptieren würde, so wie ich bin, ist fraglich.

Was ist mit Schule oder Arbeit?

Ich habe dieses Jahr den erweiterten Hauptschulabschluss gemacht. Leider reicht das nicht für meinen Traumjob – ich würde sehr gerne im Kindergarten mit kleinen Kindern arbeiten. Nun habe ich mich für eine Ausbildung im Bürobereich entschieden. Die Arbeitserprobung im Annedore-Leber-Werk habe ich hinter mir, allerdings dauert es noch, bis ich mit dem berufsvorbereitenden Jahr beginnen kann, da die Warteliste so lang ist. Zur Überbrückung mache ich zur Zeit ein Praktikum im Gartenbau.

Hast du Träume für die Zukunft?

Ich möchte sehr gerne eine Freundin finden, die mich akzeptiert, wie ich bin.



Interview mit Stephan

Der 17-jährige Stephan wohnt im Kinder- und Jugendheim des Fürst Donnersmarck-Hauses. Wegen einer Muskeldystrophie sitzt er im Rollstuhl.

Stephan, seit wann wohnst du hier im Haus, und wo hast du vorher gewohnt?

Ich bin hier seit 2004, vorher lebte ich bei meiner Mutter im Prenzlauer Berg. Ich bin im Heim, weil es pflegerisch mit mir immer anstrengender wurde. Ich fahre aber ca. einmal im Monat nach Hause.

Was bedeutet es für dich, in einem Heim zu wohnen?

Wenn man Freunde hat, dann ist es gut. Mit den Erziehern komme ich ganz gut klar.

Das heißt, deine Freunde leben auch hier im Fürst Donnersmarck-Haus?

Ja, mein bester Freund ist Enrico, der hat auch Muskeldystrophie. Außerdem mache ich gerne was mit Askel.

Was machst du in deiner Freizeit?

Ich spiele sehr gerne Playstation 2 oder sehe fern. Am besten gefallen mir die Bastelendungen „Art Attack“ und „Finger Tips“, die sehe ich mir jeden Tag an.

Manchmal gehe ich in die Cafeteria oder mache einen Ausflug mit Thomas (Anmerkung der Redaktion: Leiter Freizeitbereich des FDHs). Allerdings hat er immer nur wenige Plätze, und ich vergesse manchmal, mich rechtzeitig anzumelden. Ich höre auch sehr gern Musik von Michael Jackson – und ich esse für mein Leben gern Fleisch! Zu Weihnachten gehen wir immer mit der Gruppe essen, darauf freue ich mich jetzt schon.

Unternimmst du auch mal alleine etwas?

Bisher eigentlich nicht, das ist manchmal schon langweilig.

Hast du eine Freundin?

Ich hatte in der Schule eine Freundin. Da ich aber in diesem Jahr Abschluss hatte, telefonieren wir nur mehr ab und zu. Es wäre schön, wenn ich sie mal wieder treffen könnte.

Hast du berufliche Pläne?

Zurzeit mache ich ein Praktikum in den Nordberliner Werkstätten. Demnächst werde ich an den Angeboten der TSM (Tagesstrukturierenden Maßnahmen) hier im Haus teilnehmen.

Hast du Träume für die Zukunft?

Ich hätte sehr gerne die Playstation 3!

Interview mit Steven

Der 18-jährige Steven wohnt im Kinder- und Jugendheim des Fürst Donnersmarck-Hauses. Seit einer Krebserkrankung im Kindesalter hat er einen verkürzten Arm.

Steven, seit wann wohnst du hier im Haus, und wo hast du vorher gewohnt?

Ich bin hier seit 2005, vorher lebte ich bei meinem Vater in Hellersdorf. Jetzt bin ich nur am Wochenende bei ihm und verstehe mich seitdem viel besser mit ihm.

Was bedeutet es für dich, in einem Heim zu wohnen?

Ich dachte zuerst, wo bin ich den hier gelandet? Und anfangs hatte ich auch Stress mit den Erziehern. Aber inzwischen sehe ich, dass ich mich positiv verändert habe, ich habe wirklich viel Sch... gebaut vorher.

Deine Freunde, leben die auch hier im Fürst Donnersmarck-Haus?

Ich habe sowohl hier Kumpels als auch in Hellersdorf.



Ich würde gerne mal nach AMERIKA fliegen

Ist deine Behinderung Thema bei deinen Freunden?

Hier im Haus natürlich nicht, ich sehe halt, dass ich den Vorteil habe, viel mobiler zu sein als die anderen. Und meine Freunde außerhalb akzeptieren mich auch wie ich bin. Früher, als ich jünger war, gab es deshalb manchmal Stress mit anderen, aber da stehe ich inzwischen drüber.

Was machst du in deiner Freizeit?

Ich spiele Fußball bei den FDH-Kickers. Früher habe ich bei Union gespielt, aber seit einem Kreuzbandriss geht das nicht mehr. Außerdem bin ich in Ausbildung zum Schiedsrichter, nächstes Jahr pfeife ich Oberliga. Am Wochenende gehe ich mit meinem Kumpels gern in die Disco, z.B. in den Speicher oder ins Matrix.

Hast du eine Freundin?

Ja, ich habe sie im Sommer im Urlaub kennen gelernt. Da sie außerhalb wohnt, können wir uns leider nicht so oft sehen. Nächstes Wochenende kommt sie zu mir, ich freue mich schon drauf.

Was ist mit Schule oder Arbeit?

Derzeit mache ich als Überbrückung ein Praktikum in der Lackiererei der Nordbahn GmbH. Denn im Sommer beginne ich eine Arbeitserprobung im Anedore-Leber-Werk. Ich möchte nämlich Maler werden und habe auch schon eine Lehrstelle.

Hast du Träume für die Zukunft?

Na, natürlich Millionär werden! Nein im Ernst, ich würde gerne mal nach Amerika fliegen. Mein Onkel lebt in New York, und was der über die Stadt erzählt, fasziniert mich einfach.

Die Interviews führte Helga Hofinger

RAUM ZUM EXPERIMENTIEREN

Jugend und Behinderung –
Expertengespräch mit Holger Hünermund

Holger Hünermund ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt Universität zu Berlin. Seit dem Abschluss seines Studiums am selben Institut arbeitete er in den Abteilungen für Rehabilitationstechnik und Informatik, sowie ab 2005 in der Abteilung für Körperbehindertenpädagogik. Vor kurzem hat er seine Promotion zum Thema „Virtuelles Lernen in der Körperbehindertenpädagogik“ abgeschlossen.

Jugendliche erleben die Zeit der Pubertät allgemein als schwierig. Ist dieser Lebensabschnitt für Jugendliche mit Behinderung durch zusätzliche Belastungen geprägt?

Auf jeden Fall. Gerade in Bezug auf die Herausbildung des geschlechtsbezogenen Selbstbildes sind Probleme in der Pubertät besonders ausgeprägt. Durch die häufig enge Bindung an das Elternhaus werden persönliche Reifungsprozesse eingeschränkt. Jugendliche nehmen sich verändert wahr und schauen, was für ein Verhältnis sie zu ihren Mitmenschen haben, wie sie von anderen gesehen werden. Diese Phase wird von allen Jugendlichen durchlebt, eine Behinderung erfordert jedoch zusätzliche Hilfestellungen. Experimentier- und Orientierungsmöglichkeiten sollten zur Verfügung gestellt werden. Auch der Ablöseprozess ist erschwert.

Wie erleben diese Jugendlichen ihre Möglichkeiten, sich in Peergroups, Freizeit und Schule zu integrieren?

Jugendliche mit Behinderung haben unabhängig vom Schultyp ihre Peergroups. Es ist jedoch feststellbar, dass mit dem Eintritt in die Pubertät die Bedürfnisse von Jugendlichen mit und ohne Behinderung auseinandergehen. Bei den behinderten Jugendlichen kommt es häufig zu einer Abgrenzung den Nichtbehinderten gegenüber. Im außerschulischen Bereich finden sie dann z.B. eine Peergroup, wenn sie auf ein Internat gehen. Inwiefern eine Peergroup auch Integration bedeutet, ist schwierig zu sagen. Oft bleiben Jugendliche mit Behinderung unter sich.

Hat die Peergroup bei der Ablösung vom Elternhaus überhaupt dieselbe Bedeutung wie bei nicht-behinderten Jugendlichen?

Es gibt viele Jugendliche, die nicht viel Halt in einer Peergroup finden und trotzdem den Ablöseprozess von zu Hause durchstehen. Für Jugendliche mit einer Körperbehinderung ist das ein bisschen schwerer, weil sie noch häufig auf die Hilfe vom Elternhaus angewiesen sind. Dabei ist die Peergroup meistens auch nicht in der Lage, Hilfe zu gewähren. Es geht hier um psychologische und pflegerische Hilfe, aber auch um Mobilität. Gerade Jugendliche möchten mobil sein. Sie möchten feiern und auf Partys gehen, möchten dort allein hingehen.

Wenn behinderte junge Menschen in Sonderschulen unterrichtet werden, in Wohnheimen untergebracht werden und in Behindertenwerkstätten arbeiten, befinden sie sich dann in einem für Integration und Selbstbestimmung schwierigen Umfeld?

Teils, teils. Zum einen unterstützt die Unterbringung in Internaten oder betreuten Wohngruppen die Ablösung vom Elternhaus. Zum anderen bereitet die Segregation auch immer wieder Schwierigkeiten, gerade weil nicht die entsprechende Peergroup da ist, die dabei unterstützt, sich abzulösen, Eigenverantwortung

zu übernehmen und zu sagen: Ich will selbst tun, was alle anderen in meinem Alter auch machen.

Schulversagen ist ein Thema für Jugendliche – welchen Stellenwert hat dieses Problem für behinderte Jugendliche?

Es ist auch ein Problem, aber nicht so gravierend wie für die anderen Jugendlichen. Abgesehen davon, dass an Schulen mit dem Schwerpunkt körperlich-motorische Entwicklung verschiedene Rahmenpläne existieren – Rahmenpläne mit Förderschwerpunkt Lernen, geistiger Entwicklung und dem allgemeinen Rahmenplan – ist es auch innerhalb einer Klasse viel einfacher zu sagen, dass die Schüler nach unterschiedlichen Rahmenplänen unterrichtet werden sollen. Schulische Leistungsfähigkeit ist nicht dominierend für das Ansehen der Schüler im Klassenverband.

Was können unterstützende Mittel sein, jungen Menschen mit Behinderung diese Lebensphase einfacher zu gestalten?

Hilfe und Unterstützung sind auf verschiedenen Ebenen möglich. Es ist wichtig, ein Umfeld zu schaffen, in dem gesellschaftliche Teilhabe gewährleistet ist, Stigmatisierung vorgebeugt und der Zugang zu Peergroups vereinfacht wird. Kontakte dürfen nicht vernachlässigt werden. Eine zentrale Rolle spielen hier Eltern und Lehrer, die den Jugendlichen Freiräume bieten müssen – Raum zum Experimentieren, Individualität zu entwickeln – und die sie bei der Überwindung von Entwicklungshindernissen unterstützen. Begegnungen müssen stattfinden, bei denen es möglich ist, die Sonderstellung von Jugendlichen mit Behinderung ein Stück weit aufzuheben. Treffpunkte wie ehemals das Café blisse14 sind Orte, die das ermöglichen.

Ein weiterer meiner Meinung nach wichtiger Punkt ist Integration durch Sport. Es gibt jetzt schon einige Sportgruppen, die sich als integrativ verstehen. Dort ist es schon sehr früh möglich, Jugendliche mit Behinderung anzumelden



Holger Hünermund, Humboldt Universität zu Berlin: „Oft bleiben Jugendliche mit Behinderung unter sich“

und mit ihnen in der Gemeinschaft Sport zu treiben.

Und natürlich mein Steckenpferd: das Virtuelle Lernen. Es ist wichtig, dass auf diesem Gebiet Wissen vermittelt wird. Kinder und Jugendliche sollten lernen, wie sie in „Second-life“, also in der virtuellen Realität, eine ganz andere Identität annehmen, Kontakte knüpfen, sich dort ganz normal bewegen können. Sie können dort erfahren ohne körperliche Einschränkungen zu sein, in einer Gemeinschaft, auch wenn sie virtuell ist.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Annika Janßen

JUNGS & behindert



Erwachsenwerden im Heim

Interview mit Undine Sawally und Manuela Schäfer, Erzieherinnen im Kinder- und Jugendheim des Fürst Donnersmarck-Hauses

Gibt es Ihrer Meinung nach Unterschiede zwischen behinderten Jugendlichen, die im Heim aufwachsen, und denen, die bei ihren Eltern groß werden?

Generell kann man sagen, dass die Kinder sicher schneller selbständig werden, wenn sie im Heim aufwachsen. Sie lernen von klein auf z.B. sich eigenständig anzuziehen, Wäsche zu waschen, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren etc.. Und da jeder Erzieher, jede Erzieherin seine/ ihre Persönlichkeit mit einbringt, müssen sie lernen, sich auf unterschiedliche Mentalitäten einzustellen.

Ist es nicht auch schwierig für Jugendliche damit zurechtzukommen, in einem Heim zu leben?

Natürlich hat der Begriff „Heim“ an sich einen negativen Beigeschmack. Unserer Erfahrung nach ist das umso problematischer, je jünger die Kinder zu uns kommen. Aber andererseits haben viele erst bei uns die Gelegenheit, sich zu entwickeln und ihren Horizont zu erweitern – durch die Stabilität von Strukturen, aber auch z.B. durch die Möglichkeit, an Reisen teilzunehmen. Das Team mit dem Bezugserziehersystem bietet ihnen konstante Beziehungen, auf die sie sich verlassen können. Das ist etwas, was unsere Kids in der Regel von zu Hause nicht kennen.

Wie gelingt die Identitätsfindung eines behinderten Jugendlichen im Heim?

Die Jugendlichen leben schon ein Stück weit in zwei Welten. Hier im Haus ist es wie in einem eigenen Kosmos: Es ist egal, wie man ist. Außerhalb des Heimes spielt es natürlich eine Rolle. Es gibt z.B. Jugendliche, die von sich aus den Wunsch äußern, von einer Integrationsklasse in die Körperbehindertenschule zu wechseln – weil sie unter ihresgleichen sein wollen. Integration um jeden Preis ist zweischneidig.

Was ist mit der Ablösung vom Elternhaus?

Die passiert bei unseren Kindern und Jugendlichen ab dem Zeitpunkt, von dem an sie dauerhaft bei uns untergebracht sind, egal wie alt sie sind. Denn der Kontakt zu den Eltern findet in den meisten Fällen zwar regelmäßig, aber in großen zeitlichen Abständen statt.

Davon ausgehend, dass beim Erwachsenwerden die Bezugsgruppe zu Gleichaltrigen eine große Rolle spielt, wie gelingt es den Kids, Sozialkontakte aufzubauen?

Das ist sicher ein Problem. Durch die Heimstruktur sind sie in der Regel in einer großen Gruppe von 6 bis 8 Kindern und Jugendlichen. Es reicht ihnen, unter sich zu sein, sie orientieren sich wenig nach außen. Natürlich spielt dabei auch der Grad der Behinderung eine Rolle. Es ist fast wie in einer Familie mit ganz vielen Geschwistern.

*Bild links:
Undine Sawally (li) ist Erzieherin, Mutter einer Tochter und eines Sohnes und arbeitet seit 16 Jahren im Kinder- und Jugendheim der Fürst Donnersmarck-Stiftung; Manuela Schäfer ist Erzieherin, Heilpädagogin und Mutter eines Sohnes. Sie arbeitet seit 11 Jahren im Haus.*

Hat die mobile Eingeschränktheit mancher Jugendlicher Einfluss darauf?

SCHÄFER: Ich denke schon, dass es daran liegt, dass das FDH so abgelegen ist, für unsere Rollstuhlfahrer ist das ein Handicap.

SAWALLY: Aus meiner Sicht spielt dies nicht so eine große Rolle, ich sehe eher die Trägheit der Einzelnen, das Abgelegen sein ist nur eine faule Ausrede.

Was aber hinzukommt ist, dass ein Heimaufenthalt immer so etwas wie eine Laborsituation ist. Wir Erzieher gehen nach dem Dienst nach Hause. In intakten Familien leben Eltern vor, wie Sozialkontakte aufgebaut werden.

Was ist mit dem Aufbau von Liebesbeziehungen?

Das ist schon schwer für unsere Jugendlichen. Es herrscht große Unsicherheit, den gängigen Schönheitsidealen nicht zu entsprechen. Hinzu kommt, dass sich in der Regel ein behinderter Jugendlicher einen nichtbehinderten Partner wünscht. Und wir haben wesentlich mehr Jungs als Mädchen hier im Heim, d.h. die Möglichkeiten sind sehr begrenzt.

Aber es gibt auch einen Vorteil am Leben im Heim: Wenn einer unserer Jugendlichen eine Freundin hat, darf die nach Absprache unkompliziert bei ihm übernachten. Ich bezweifle sehr, dass das in Familien so einfach möglich ist.

Wie geht es den Jugendlichen, wenn sie den großfamilienähnlichen Verband verlassen müssen, wenn sie ausziehen?

Das ist wirklich je nach Typ sehr unterschiedlich. Manche kommen noch regelmäßig her und verbringen Zeit in der Gruppe, andere sind anscheinend froh, dass sie endlich ein Reich für sich allein haben, wo sie ungestört die Tür hinter sich zumachen und nach eigenen Regeln leben können. Wir denken, das ist nicht viel anders, als bei nichtbehinderten Jugendlichen.

Helga Hofinger



Thema Schulhelfer

Im Gespräch mit Henriette Respondek

Wie genau sieht das Aufgabenfeld von Schulhelfern aus?

„Schulhelfer sind sowohl pädagogisch als auch pflegerisch, sowie medizinisch tätig. Auch eine Unterrichtung des Kindes mit Behinderung in der Kleingruppe mit den nicht behinderten MitschülerInnen wird manchmal von den LehrerInnen gewünscht“. Der Arbeitstag von Frau Respondek beginnt in der Schulstunde, in der sie der Lehrkraft hilft. Sie sorgt dafür, dass der behinderte Schüler alles das machen kann, was ihr von den Eltern zugesichert wurde und was alle anderen Schüler auch machen, z.B. während des Sportunterrichts aufzupassen, dass den Kindern nichts passiert und gegebenenfalls einzugreifen, sollte es zu einem Notfall kommen.

Die Klassenlehrerin muss sich so nicht speziell um den behinderten Schüler kümmern und der Unterricht muss nicht öfter unterbrochen werden. Frau Respondek sitzt in diesem Fall nicht im Unterricht neben dem Schüler. „Oft wollen die Schüler das auch nicht, da sie sich nicht als behindert sehen. Das Selbstbild ist halt bei den Schülern sehr unterschiedlich“.

Die Kommunikation mit den Eltern kann gut und sehr intensiv, oder auch kaum vorhanden sein. Es hängt wirklich von den Eltern selber ab, wie sehr sie sich engagieren. Über den Einsatz der Schulhelfer entscheidet die Schule selbst. Der Rektor verteilt die Schulhelfer-Stunden.



Henriette Respondek,
Schulhelferin

Schulhelfer sind Personen, die Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mit festgestelltem sonderpädagogischen Förderbedarf oder einem besonderem Bedarf an Pflege oder Hilfe in der Schule begleiten. Geregelt ist dies nach den Paragraphen 53/54 SGB (Sozialgesetzbuch) XII und/ oder Paragraph 35a KJHG (Kinder- und Jugendhilfe-Sozialgesetzbuch).

Seit den 1970er Jahren ist man um gemeinsame Erziehung und Bildung von behinderten und nicht behinderten Kindern in Deutschland bemüht. Um dem Mehrbedarf an Unterstützung, Pflege und Förderung im Schulalltag gerecht zu werden, wurden seit 1984 Schulhelfer als Einzelfallhelfer in die Schulen entsandt. 1989 wurde für das Land Berlin ein neues Schulgesetz verabschiedet, welches den Anspruch auf Unterstützung im Unterricht gesetzlich verankert.

Was denken Sie über ihren Berufsstand hinsichtlich der Gleichstellung von behinderten und nicht behinderten Schülern?

„Der Beruf der Schulhelfer ist abwechslungsreich und wichtig. Im Schulhelferbereich arbeiten pädagogisch gut ausgebildete Menschen wie Erzieher, Sozialpädagogen, Heilpädagogen und teilweise auch Lehrer, die mehr Anerkennung – auch bei der Bezahlung – verdienen. Ich finde das Schulhelferkonzept ausbaufähig. Ich stelle fest, dass es viele Lehrer gibt, die den Einsatz von Schulhelfern sehr gut finden.“

Michael Nüske

Jung & behindert

DIE ZUKUNFT IM BLICK

Mirna und Nadine wissen,
was sie wollen!

Mirna (16) und Nadine (17) besuchen die 10. Klasse der Biesalski-Schule in Steglitz-Zehlendorf. Die Schule für Schülerinnen und Schüler mit den Förderschwerpunkten körperlich-motorische Entwicklung und Lernen ist in die Bereiche Grundschule, Haupt- und Realschule gegliedert und bereitet mit ihrem Berufsschulbereich auf den Einstieg in das Arbeitsleben vor. Für Jugendliche in dieser Lebensphase sind Ablösungsprozesse von den Eltern und das Übernehmen von Verantwortung für die eigene Lebensgestaltung ein wichtiger Teil des Erwachsen-Werdens. Mirna und Nadine über Freundschaften, Arbeit und ihre Zukunftswünsche ...

Wohnt ihr noch bei euren Eltern?

MIRNA: Ja, ich wohne noch zu Hause bei meinen Eltern in Neukölln.

NADINE: Ich kenne meine Eltern nicht. Ich bin erst im Heim aufgewachsen und

*Blick auf die
Einfahrt zur
Biesalski-Schule in
Zehlendorf*



dann in eine Wohngruppe gezogen bis ich elf war. Jetzt wohne ich in einer Wohngruppe mit drei Leuten in Neukölln, die hört aber nach den Sommerferien auf. Dann muss ich raus und ziehe in eine richtige WG. Was das für eine WG ist, weiß ich noch nicht. Wir sind noch am Suchen.

Kennt ihr eure Nachbarn? Habt ihr Freunde in eurem Kiez?

MIRNA: Ja, aber nicht so gut. Meine Nachbarin, das war auch meine Freundin, die ist aber jetzt umgezogen. Die meisten Leute aus der Schule wohnen auch eher in Steglitz und Zehlendorf.

NADINE: Wir sind gerade erst dahin gezogen und ich kenne da auch noch keinen. Da sind mehr kleinere Kinder. Freunde habe ich mehr in der Schule. Ich verabrede mich mit Leuten, die kommen dann zu mir oder ich gehe zu denen. Aber in der Gegend habe ich noch niemanden.

Und wie ist das bei dir, Mirna? Hast du Geschwister? Wohnt ihr alle noch bei den Eltern?

MIRNA: Ja (lacht). Ich habe nur drei Geschwister, aber ich bin halt die jüngste und wir ärgern uns gegenseitig! Wir ziehen bald um, weil die Wohnung zu klein ist.

Nadine, möchtest du gerne alleine wohnen?

NADINE: Ich möchte mein eigenes Leben machen. Jetzt lebe ich erst mal in einer Wohngruppe, weil ich erst eine Arbeit haben will, also Geld verdienen will und gucken, wie das so ist mit anderen Leuten. Viele sagen, ich brauche Leute um mich herum, sonst bin ich total eingeschlossen und würde nur zu Hause blei-

ben. Irgendwann möchte ich auch mein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung haben – so selbstständig werden.

Du kennst deine Eltern nicht, würdest du sagen, dass du es schwerer hast als andere?

NADINE: Es ist unterschiedlich. Es gibt manchmal Sachen, wo ich froh bin, dass ich meine Eltern nicht kenne, aber ganz oft denke ich auch: Schade, dass ich meine Eltern nicht kenne. Wenn ich von Leuten höre: Ja, meine Eltern haben mir das geschenkt, von meinen Eltern habe ich dies und das bekommen ... Manchmal fühle ich mich auch voll blöd, wenn manche sagen, dass die Eltern voll scheiße sind und so. Dann sage ich: Sei froh, dass du welche hast. Warum redest du denn so schlecht über die?

Was macht ihr in der Freizeit? Trefft ihr euch mit Freunden oder guckt TV?

MIRNA: Alles eigentlich. Ich unternehme gerne etwas, ich gucke aber auch gerne TV. Außerdem zeichne ich gerne. Ich arbeite auch gerne am Computer und bearbeite Bilder. Ich mag auch Fotografie!

Gehst du denn abends auch mal weg, in die Disco oder so?

MIRNA: Eher weniger. Ich bin nicht so ein Party-Mensch.

NADINE: Ich verabrede mich mit meinen Freunden oder Kumpels oder bin eben zu Hause und kümmere mich um meine Haustiere. Ich hab ja zwei Ratten. Oder ich muss in der Wohngruppe mein Amt machen, sauber machen. Jeder hat da sein Amt. Oder ich lerne für die Schule, sitze am Laptop und höre Musik oder fahre mit dem Fahrrad.

Nadine, darfst du alleine Entscheidungen über dein Leben treffen? Darfst du über deinen Tagesablauf selbst bestimmen?

NADINE: Ja, ich kann bestimmen, wann ich nach Hause kommen will. Ich muss nur immer Bescheid sagen, wann ich komme. Wenn ich später komme, dann muss ich anrufen oder Bescheid sagen. Das finde ich eigentlich ganz gut. Es gibt

auch Sachen, wo ich mich ärgere, weil der Erzieher sagt: Nee, du darfst nicht! Das finde ich dann immer voll doof!

Nochmal zu den Eltern, Mirna! Wenn du Ideen, Hobbys oder Pläne hast, unterstützen dich deine Eltern? Oder musst du dich da durchsetzen, wenn du z.B. sagst, da und da möchte ich hinfahren?

MIRNA: Ja, es kommt darauf an, was für ein Hobby, oder wohin ich gehen will. Aber meine Eltern unterstützen mich schon. Wenn ich irgendwo hin will, dann treffe ich mich halt mit meinen Freunden.

Kannst du so lange weg bleiben, wie du willst?

MIRNA: Naja, nicht so lang. Es hat schon Grenzen. Es sollte schon noch Tag sein (alle lachen). Also zwölf Uhr nachts ist mir auch zu spät. Da kenne ich selbst auch schon meine Grenzen.

Mirna, was machst du, wenn du die Abschlussklasse erfolgreich beendet hast?

MIRNA: Nach der 10. Klasse gehe ich in ein Oberstufenzentrum. Da möchte ich mich in Richtung Webdesign orientieren.

Wusstest du schon immer, was du werden willst? War das schon immer klar?

MIRNA: Also, am Anfang habe ich noch geschwankt. Es war aber immer schon in Richtung Zeichnen oder irgendwas mit dem Computer, halt was mit Design. Da hatte ich mich schon festgelegt. Und früher wollte ich eigentlich Mangaker werden, das sind Manga-Zeichner. Aber das ist zu schwer und auch nicht so eine gute Arbeit, man verdient auch nicht so viel und ja ... Mein Bruder macht ja auch Web-Design, und ich helfe ihm dabei, das hat mir alles gefallen. Da wusste ich, dass ich das gern als Arbeit machen will.

Was ist mit Arbeit? Hast du berufliche Pläne, Nadine?

NADINE: Ich bin jetzt in der 10. Klasse und versuche den erweiterten Hauptschulabschluss zu schaffen. Ich fange da an, die Vergleichsarbeiten zu machen. Dieses



Mirna möchte Webdesignerin werden

Jahr gehe ich da raus. Wenn ich alles geschafft hab, gehe ich in einen Fahrradladen. Bei mir war es schon früher klar, dass ich eigentlich Erzieherin werden wollte, weil ganz viele zu mir sagten, ich kann gut mit Kindern umgehen und so. Dann habe ich aber gehört, dass man diesen neuen Fachabschluss braucht, und den kriege ich nicht. Den schaffe ich nicht. Ja, und irgendwie bin ich dann auf Fahrradmonteurin gekommen. Ich habe dann ein Praktikum gemacht, drei Wochen lang, und die haben mir gesagt, ich bin sehr geschickt, ich verstehe ziemlich schnell, und seitdem interessiert mich das.

Hast du einen Freund?

MIRNA: Ich habe keinen Freund. Früher hatte ich einen. Im Moment bin ich verliebt!

Und du, Nadine?

NADINE: Ja, ich habe einen Freund. Das gebe ich ehrlich zu. Früher hatte ich einen aus meiner Klasse, aber wir haben uns vor drei Jahren getrennt. Jetzt bin ich seit



Nadine träumt vom eigenen Bauernhof

einem Monat mit einem neuen zusammen. Der ist auch in meiner Schule, aber nicht in meiner Klasse.

Was sind eure Träume für die Zukunft?

MIRNA: Dass das mit Web-Design klappt und ja ... irgendwann mal einen schönen Urlaub machen, eine Weltreise! Ich mag Flugzeuge, ich habe keine Höhenangst oder so ...

NADINE: Mein Traum ist eigentlich, dass ich irgendwann mal, wenn ich genug Geld habe, wieder aufs Land ziehen kann. Ich bin eigentlich so ein Landkind. Ich bin auf dem Dorf aufgewachsen, meine Erzieherin hat da früher gewohnt. Aber wir hatten da Tiere und so. Das fehlt mir einfach. Mein Traum ist, dass ich einen guten Job kriege, genug Geld verdiene und meinen eigenen Bauernhof habe.

Vielen Dank für das Interview!

Annika Janßen und Michael Nüske

JUNGS & behindert



und Mia greift sich das Mikrofon

Wie sich Jugendliche mit Behinderung in der Disco emanzipieren

Mona springt aus dem Wagen ihrer Eltern: Heute ist Disco! Am Eingang fällt sie Conny, der Referentin, voller Überschwang um den Hals und erobert dann sofort die Tanzfläche. Magda trifft sich mit ihrem neuen Freund. Seit zwei Wochen sind die beiden ein Pärchen und halten mit ihrer Verliebtheit nicht hinter dem Berg. In einer Saalecke amüsiert sich die Clique; hier ist Spannung angesagt: kleine Flirts, Liebeleien, Trennungen ... Trotzdem gibt es keine Feindseligkeiten. Alle fühlen sich miteinander wohl.

Petra darf heute bei Anne übernachten. Sie freuen sich darauf und dürfen nach der Disco allein nach Hause gehen. Im Augenblick muss ich Petra allerdings erst einmal trösten. Sie weint, weil sie sich – wie schon öfter – verliebt hat, aber ihr „Auserwählter“ davon nichts weiß.

Währenddessen greift sich Mia das Mikrofon und singt zu ihrer Lieblingsband „Tokio Hotel“. Dann ist Chris an der Reihe. Er legt mit Feuereifer Platten auf. Der DJ hilft ihm dabei. Die Jugendlichen haben eigene CDs mitgebracht und bestellen bei ihm ihre Musikwünsche. Etwas abseits üben einige Jungen konzentriert einen Karaoke-Song ein, den sie danach professionell vortragen. Im Raum ist es mittlerweile voll und warm. Als sich



*Mit Spaß dabei:
Behinderung spielt
in der Disco (k)eine
Rolle*

alle zur Polonaise einreihen, bleibt keiner abseits, und die Stimmung erreicht ihren Höhepunkt.

In Berlin ist die Disco für junge Menschen mit Behinderung in dieser Form ein einmaliges Angebot. Das Jugendfreizeitheim „Anne Frank Haus“ in der Mecklenburgischen Straße hat sich nach der Schließung des Café blisse 14 als Kooperationspartner angeboten und uns die Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt.

Der Tanzsaal und die kleine Cafeteria sind barrierefrei. So konnten wir gleich nach den Sommerferien 2006 mit unserer Jugenddisco starten. Auf dem Gehweg wurde eine behindertengerechte Toilettenkabine aufgestellt, und ich habe von unserem Hausmeister noch eine Rampe für den Zugang anfertigen lassen.

Ich hatte mich bemüht, in der bereits erprobten Gegend um das Café blisse 14

geeignete Räumlichkeiten zu finden, denn für die behinderten Jugendlichen hatte sich dieser Einzugsbereich als geeigneter Schonraum erwiesen. Hier pöbelt niemand sie an, keiner fällt mit dummen Bemerkungen über sie her. Das war ausschlaggebend für mich, selbst wenn noch keine absolute Barrierefreiheit vorhanden war.

In unserer Disco wird jeder von vornherein akzeptiert – egal welches Handicap er hat. Auch dass es ausschließlich ein Angebot für Jugendliche mit Behinderung ist, spielt für dieses Alter eine große Rolle. Selbstbewusstsein und Gemeinschaftsgefühl werden so besser gefördert. Diese peer groups übernehmen bedeutsame Sozialisierungsfunktionen und dienen der Emanzipation vom Elternhaus.

Auf dem „Spielfeld“ Disco testen die peers eigene Grenzen aus, lernen den Umgang mit anderen und machen zunächst im geschützten Raum mit Gleichaltrigen erste Erfahrungen beim Übergang zum Erwachsensein. Bei dieser speziellen Veranstaltung können die behin-

Die Grenzen austesten auf dem „Spielfeld“ Disco



Jung & behindert

derten Jugendlichen ganz neue Bedürfnisse und Ressourcen erfahren und entwickeln. Sie werden hier nicht auf ihre Behinderung reduziert, sondern ihre Aktivität ist gefordert. Sie tanzen mit ihresgleichen, singen, haben Spaß. Aber sie müssen dabei auch selbst Entscheidungen treffen: Wer soll der Tanzpartner sein, mit wem wollen sie Karaoke singen, welche Musik möchten sie hören, wie möchten sie tanzen.

Diese Entscheidungsfähigkeit und das eigene aktive Verhalten der Jugendlichen haben sich prozesshaft entwickelt. In der ersten Zeit haben sie sich noch ganz auf uns konzentriert. Wir haben mit ihnen getanzt, sie haben sich hauptsächlich an uns gehalten, und wir waren für alles ihre Ansprechpartner. Wir haben uns aber bemüht, sie schrittweise zu einem selbstbestimmten Verhalten zu führen.

Das ist augenscheinlich gelungen, denn unsere Mitarbeiter, die Helfer der Jugendlichen und Assistenten spielen längst nicht mehr die „Hauptrolle“. Die Aufmerksamkeit der Jugendlichen gehört jetzt ihren peers: den Tänzern mit ihnen, dem gemeinsamen Billard oder Kicker – die Clique ist zur Bezugsperson geworden.

Auch die Eltern der Jugendlichen haben die Disco inzwischen als ein seriöses Angebot der Fürst Donnersmarck-Stiftung schätzen gelernt. Das äußert sich u.a. darin, dass sie während der Veranstaltung nicht mehr vor Ort bleiben. So unterstützen sie ihre Kinder vertrauensvoll auf dem Weg in die Selbständigkeit.

*Angelika Klahr
Villa Donnersmarck*



JUGEND MIT ZUKUNFT?!

Aus der Lebenswelt von Heranwachsenden mit Handicap in Berlin

Erfahrungen aus der Jugendgruppenarbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen im schulischen und außerschulischen Bereich

Als das Thema gestellt wurde, fiel uns gleich etwas auf. In Zeiten von Diversity und Partizipation sind wir aufgefordert, mal wieder über behinderte Menschen zu schreiben. Unsere Beobachtungen und Erfahrungen sind relativ. Über allem, was wir beschreiben und beobachten, steht der Grundsatz, dass Eltern grundsätzlich die Fachleute ihrer eigenen Kinder sind. Deshalb bemühen wir uns um behutsame Formulierungen. Schon an dieser Stelle sei gesagt, dass wir uns über Feedback und Anregungen sowie

vielleicht neue Kooperationen von verschiedenen Seiten sehr freuen würden.

Eigene Identität und peer group der Heranwachsenden

Zu uns in die Jugendgruppe der Donnersmarck-Stiftung kommen junge Menschen ab ca. 16 Jahren. Viele dieser weiblichen und männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen leben in ihren Familien in einem sehr geschützten Rahmen. Der Begriff „Sorge zu tragen für das Wohl

des eigenen Kindes“ hat in diesen Familien aufgrund der unterschiedlichen Behinderungen eine besondere Dimension. Die Ängste und Befürchtungen, was mit dem eigenen Kind passieren kann, wenn es in eine erweiterte Lebenswelt integriert wird, sind groß. Oft finden nicht die gewohnten, dem Lebensalter entsprechenden Entwicklungsschritte auf Seiten der Eltern und der Heranwachsenden statt wie in Familien mit Kindern ohne Handicap. Teilweise entfallen Entwicklungsschritte auch ganz, weil sie nicht gegangen werden, aus welchen Gründen auch immer.

Daraus ergibt sich in einer Familie mit einem behinderten Kind eine wesentlich längere Phase des „begleitenden Umgangs“. Diese Begleitung erfordert ein großes persönliches Engagement der Eltern und derer, die mit diesem Begleitungsprozess beauftragt sind. Nicht in jeder Familie kann dieser hohe Preis an Zeit für das eigene Kind geleistet werden. Das bedeutet aber auch, dass die Identität der jungen Menschen, wenn, dann mehrheitlich in der eigenen Familie geprägt wird und sehr auf die primären Bezugspersonen fixiert bleibt. Sicherlich können jüngere oder ältere Geschwister, Oma und Opa oder ein jüngerer Teil der Gesamtfamilie durch Nichten und Neffen die Entwicklung des „gehandicapten Familienmitglieds“ positiv erweitern.

Was resultiert aus diesen Rahmenbedingungen?

Freundschaften sind ein wichtiges Thema für den Reifungsprozess! Sie sind ein Schatz von hohem Wert. Doch wo finde ich als Mensch mit Handicap Freundschaften, und wie bekomme ich im Rahmen meiner Lebensbedingungen Stabilität in meine Beziehung? Wo kann ich Freunde finden? Wo kann ich sie treffen, wenn es zu Hause zu langweilig wird? Wer hat Zeit für, mich zu begleiten? Sollen das immer meine Eltern sein? Ist mir das peinlich? Wo sind Orte mit integra-



Wünsche für die Zukunft: Freundschaften und Partnerglück

Unsicherheit über die Festlegungen. Das liegt hauptsächlich daran, dass wir Beobachtungen als Außenstehende machen und mit eigenen Vermutungen und Äußerungen der Jugendlichen ergänzen. Damit möchten wir sagen, unser Eindruck entsteht aus vielen Bildstücken, die wir uns wie bei einem Puzzle zusammen setzen. Deshalb an dieser Stelle ein Auszug eines Interviews mit unseren Teilnehmern anlässlich eines Treffens in der blisse 14, Wilhelmsaue. Hier waren zehn Jugendliche und junge Erwachsene bereit, an dieser Umfrage teilzunehmen und sich zu äußern.

- Sechs der Befragten zwischen 15 und 35 Jahren waren männlich, vier weiblich.
- Sechs der Befragten waren schon drei bis vier Jahre in der Jugendgruppe, zwei ein bis zwei Jahre, und zwei waren Neulinge.
- Sechs sagten, sie nehmen fast immer dieses vierzehntägige Angebot an und vier fast immer. Kein Teilnehmer kommt selten.
- Befragt über weitere regelmäßige Freizeitaktivitäten, sagten zwei, sie gingen wöchentlich zu einer weiteren Jugendgruppe, drei mit anderen regelmäßig ins Kino, zwei regelmäßig zum Schwimmen, zwei regelmäßig in die Disco und

tiver Jugendkultur, an denen ich mich wohl und geborgen fühle? Gibt es dort jemanden, der für mich Ansprechpartner ist, der/die für mich da ist? Das sind die Fragen, die sich Betroffene und Familien stellen! Sind sie das – oder ist da noch mehr?

In diesen Fragen spiegeln sich auch unser Erfahrungen wider und gleichzeitig eine gewisse

**JUNGS &
behindert**

jeweils ein weiterer Jugendlicher regelmäßig zum Geigenunterricht, ins Fitnessstudio, zum Karatetraining oder in eine Sportgruppe. Ein Teilnehmer nannte das Uni-v-Leben als seinen sozialen Bezug.

- Von den Befragten sind vier Schüler, einer Student, drei in einer geschützten Werkstatt beschäftigt und zwei zurzeit ohne Erwerbstätigkeit bzw. werktätige Tagesstruktur.
- Auf die Frage, was sich die Beteiligten weiterhin für ihre Lebenswelt wünschen würden, wollten neun mehr Freunde finden, sechs eine/n Freund/in finden, vier wollten in der Freizeit auch mal mehr Zeit für sich haben, und drei wollten mal etwas Neues ausprobieren (z.B. Malkurs, Chorsingen). Ein Jugendlicher wünschte sich mehr Möglichkeiten, tanzen gehen zu können.
- Fünf Teilnehmer befanden ihre Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung in ihrem Umfeld als gut, vier meinten, die Bedingungen könnten besser sein, und ein Jugendlicher war unzufrieden mit seiner Situation.

Nach dieser kleinen Umfrage sieht es also gar nicht so schlecht aus, denn die Jugendlichen boten insgesamt ein zufriedenes Bild. Wobei bei der Hälfte deutlich wird, dass es auch besser um ihre Struktur in der Freizeit bestellt sein könnte.

Wir können aus unserer Erfahrung sagen, dass es integrative Freizeitangebote genauso gibt wie Angebote für andere Personengruppen mit Einschränkungen. Das Sportangebot in den verschiedenen Bezirken ist sehr umfangreich. Allerdings ist es nicht immer einfach, diese Angebote zu finden. Nicht jede Familie macht sich die Mühe zu testen, ob sie den individuellen Bedürfnissen der Einzelnen gerecht werden. Oft gibt es sogenannte Stolpersteine in der Anbahnung, und die Betroffenen melden sich nach einem Erstversuch kein zweites Mal.

Die bestehenden Angebote müssten einfacher und deutlicher visualisiert werden.



*Integrative
Freizeitangebote
müssen deutlicher
visualisiert werden*

Wir brauchen mehr Vernetzung der verschiedenen Kräfte, die sich zum Thema Jugendkultur für junge Menschen mit Handicap engagieren. Jeder Anbieter sollte auf seiner Homepage oder in seinem Flyer einen deutlichen Hinweis platzieren, ob integrative Plätze und Ressourcen vorhanden sind.

Welche Zukunftsperspektiven haben junge Menschen mit Handicap?

Mit den Initiativen der Politik der letzten Jahre, mehr Menschen mit Handicap in mehr Beschäftigung zu bringen, hat sich schon viel verbessert. Unsere Lebenswelt wird immer barrierefreier. Was brauchen wir also noch?

Wir brauchen ein wesentlich größeres Selbstverständnis auf allen Ebenen der Gesellschaft, Menschen mit einem Handicap zu verstehen und sie teilhaben zu lassen an allen Prozessen der Gesellschaft. Jeder kann und muss eine Aufgabe finden in unserem System. Erst wenn diese Notwendigkeit auf diese Basis gestellt ist, haben mehr Familien mit einem behinderten Kind ein greifbares Ziel, für das es sich lohnt, mehr Anstrengungen zu unternehmen. Die Angst vor „zuschlagenden Türen und kopfschüttelnden Menschen“ ist einfach zu groß.

Jungs & behindert

Was bieten wir jungen Menschen?

Im Rahmen unserer Möglichkeiten haben wir aus der Arbeit innerhalb der Schule verschiedene Kooperationen z.B. mit der Fürst Donnersmarck-Stiftung geschaffen. Darüber hinaus stehen wir mit anderen Anbietern von Freizeitgestaltung und Jugendkultur in Verbindung. Mit einem außerschulischen Angebot, der sogenannten Freizeit-AG der Villa Donnersmarck-Stiftung, treffen wir uns alle 14 Tage mit den jungen Menschen an verschiedenen Orten in der Stadt. Dazu ist viel Detailarbeit, z.B. an Überzeugung und Planung für die Durchführung notwendig.

In dieser Gruppe gibt es einen sehr aktiven Kreis, der gelernt hat, auch als Gruppe zu planen und zu handeln. Es ist ein gutes Miteinander entstanden. Die Jugendlichen nehmen Rücksicht aufeinander und helfen sich gegenseitig. In Gruppenstunden beginnen wir, gemeinsam Fragen zu erörtern und einen Konsens zu erarbeiten. Dieses Ziel, soziale Bezüge untereinander herzustellen, wollten wir von Anfang an erreichen. Dazu gehören weitere Ziele wie mehr Selbstständigkeit und Orientierung im Lebensumfeld unter dem Stichwort „Meine Stadt“. Das letzte Highlight war eine gemeinsame Gruppenreise mit vielfältigem kulturellem Programm nach Rheinsberg am letzten Oktoberwochenende, wobei sich die sozialen Bezüge innerhalb der Gruppe und die gegenseitige Hilfe besonders zeigten. Diese Gruppe wird von Cornelia Bessonov (Kunsthistorikerin und Bildhauerin) und Robert Freimark geleitet.

Weitere Angebote, die die Jugendlichen nutzen können und von der Villa Donnersmarck angeboten werden, sind die „Schatzsuche“, wo es um persönliche Schätze und Schätzchen geht, sowie die Disco „Funky Friday“. Im Februar 2008 wurde von der Villa eine zweite Karaoke-Show angeboten.



*Angelika Klahr
mit Jugendlichen
im damaligen
Cafe Blisse*

Ines Kuth ist Diplom-Psychologin und derzeit in Ausbildung zur systemischen Therapeutin. Sie arbeitete von 2006 bis 2008 an der Biesalski-Schule.

Robert Freimark ist Erzieher, Heilpädagoge und systemischer Berater. Er ist seit 2000 an der Biesalski-Schule tätig.

Cornelia Bessonov organisiert mit Robert Freimark den Treffpunkt für Jugendliche in der blisse

Der berufliche Hintergrund von Ines Kuth und Robert Freimark ist folgender: Seit sieben Jahren gibt es an der Biesalski-Schule Schulsozialarbeit: die Tandem-Schulstation „Mondruhe“. Das bedeutet vor allem, dass außerhalb des schulischen Rahmens für die Schüler/innen gezielte Angebote vorhanden sind, die im letzten Abschnitt beschrieben wurden. Im Schulalltag mit Einzelförderung und sozialer Gruppenarbeit ist der Kontakt zu Lehrern und Eltern besonders wichtig. Die Unterstützung der Schulstation beinhaltet die Begleitung aller wesentlichen Abläufe an der Schule – mit Ausnahme des Unterrichtsgeschehens selbst.

Die Biesalski-Schule bietet Schüler/innen die Möglichkeit, einen Haupt- oder Realschulabschluss zu machen. In den BQL-Bereichen Floristik, Gartenbau, Büro und Verwaltung sowie Hauswirtschaft gibt es die Möglichkeit, ein Orientierungsjahr in Bezug auf eine spätere Beschäftigung abzuleisten. Eine Lehrkraft steht als Beraterin für den Arbeitsmarkt und die Beschäftigungsverhältnisse zur Verfügung.

Ines Kuth, Robert Freimark und Cornelia Bessonov

Ich möchte so behandelt werden, wie alle anderen auch!

Interview mit Anne Gersdorff

Kurze Darstellung: Ich heiße Anne Gersdorff und wurde am 11.11.1985, also als kleiner Faschingsscherz, geboren. Nachdem die Integration in eine Pankower Grundschule 1992 scheiterte, wurde ich in eine Körperbehindertenschule eingeschult und verbrachte dort die kommenden Jahre „wohlbehütet“. In der siebten Klasse wechselte ich dann auf die kooperativ-integrative Regine-Hildebrandt-Schule in Birkenwerder, wo ich 2006 mein Abitur gemacht habe. Nach einer kurzen Pause absolvierte ich ein viermonatiges Praktikum im BZSL e.V., einer Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung. Derzeit studiere ich Soziale Arbeit an der Alice-Salomon-Fachhochschule. Seit fast drei Jahren habe ich tägliche Assistenz.

Wann ist Ihnen bewusst geworden, dass Sie Entscheidungskompetenzen nicht aus der Hand geben wollten?

2002 nahm ich mit meinen Eltern an einigen Workshops zum Thema „Persönliche Assistenz“, „ArbeitgeberInnenmodell“ und „Selbstbestimmt Leben“ teil. Seitdem wusste ich, dass es genau diese Art der Pflege ist, die ich möchte und nicht irgendeinen Pflegedienst. Aber schon relativ früh liefen bei mir Einzelfallhilfen u.ä. eher auf der Grundlage, dass die pflegerischen Tätigkeiten nach meiner Anleitung gemacht wurden und ich meine Unternehmungen mit Unterstützung selbst organisierte. Schließlich bin ich Expertin meines Körpers und nicht eine Krankenschwester oder ein Pfleger!



*Anne Gersdorff:
„Freunde und Familie haben mich zu derjenigen gemacht, die ich heute bin“*

Durften Sie schon in Ihren frühen Lebensjahren eigene Entscheidungen treffen?

Ich denke schon. In meiner Familie werden gegenseitiger Respekt und Achtung der Bedürfnisse anderer großgeschrieben, so dass ich sagen konnte, was ich möchte, und dann wurde gemeinsam nach einer Möglichkeit gesucht.

Wie war es für Sie, sich von Ihren Eltern und deren Hilfen und Unterstützungen abzulösen?

Welches Kind möchte sich völlig von den elterlichen Hilfen und Unterstützungen ablösen? Es ist doch toll, wenn einem die Eltern mit Rat und Tat zur Seite stehen! Der Übergang zur Assistenz war bei mir relativ fließend, da ich zunächst nur eine Einzelfallhilfe hatte, dann Assistenz nur nach der Schule und Einzelfall-

hilfe und mittlerweile 16 Stunden Assistenz täglich, obwohl ich noch zu Hause wohne. So konnten sich meine Familie und ich langsam an die Situation gewöhnen und jede/r die neu gewonnenen Freiheiten genießen.

Wie haben Sie Ihr Selbstbewusstsein entwickelt? Hat Sie die Schule unterstützt oder eher Freunde und Familie?

Ich glaube, bei der Entwicklung einer Persönlichkeit, somit auch dem Selbstbewusstsein, spielen alle Einflüsse eine Rolle. Es haben mich also sowohl meine Schule als auch Freunde und Familie zu dem gemacht, die ich heute bin.

Was meinen Sie, wie und wo der Umgang mit AssistentInnen gelernt werden kann oder soll? Fühlen Sie sich mit dieser Aufgabe allein gelassen, oder haben Sie Ansprechpartner, um mit ihnen Probleme zu erörtern?

Ich glaube, es ist wichtig, dass früh damit begonnen wird, den Umgang mit AssistentInnen zu lernen und zu üben. Am besten schon in der Schule, während Praktika oder Klassenfahrten bzw. im Unterricht. Sonst ist es wichtig, dass nicht erst mit der Assistenz angefangen wird, wenn die Eltern überhaupt nicht mehr können. Natürlich ist es dafür gut, wenn bei dem Prozess eine professionelle Begleitung durch jemanden erfolgt, der/die selbst betroffen ist und Assistenz hat.

Was möchten Sie Ihren Mitmenschen sagen, worauf sollten sie achten im Umgang mit jungen Menschen mit Behinderung?

Ich glaube, es spielt keine Rolle, ob jung oder alt – ich möchte so behandelt werden wie alle anderen auch! Das heißt z.B. im Restaurant eine „normale“ Karte bekommen und nicht die Kinderkarte oder gar keine. Nur weil ich im Rollstuhl sitze, heißt das nicht, dass ich geistig beein-



Der Umgang mit AssistentInnen muss gelernt werden

trächtig bin! Und mein Lieblingspruch: „Dumm gucken kann ich selber!“

Welche Kontakte, Freunde, peer group hatten Sie oder Ihnen bekannte Personen?

Kontakte und Freunde haben ich und meine Eltern viele. Wegen meiner Behinderung sind meine Eltern in die DGM (Deutsche Gesellschaft für Muskelkranke e.V.) eingetreten. Wir haben diesen Kontakt aber nur wenig gepflegt, da uns dort das „Kranksein“ zu sehr im Vordergrund stand. Ansonsten haben wir eine befreundete Familie, wo die Tochter die gleiche Behinderung hat wie ich. Mit dieser Familie gibt es einen regelmäßigen Austausch bzw. kleinere oder größere Unternehmungen.

Das Interview führte Doris Brandt

JUNG & behindert

JUNGS &
behindert



Leenas Statement:
Behindertes Leben - ganz normal!

Behinderte werden angestarrt, als wären sie das 7. Weltwunder. Trotzdem leben sie ganz normal, auch wenn sie z.B. im Rollstuhl sitzen. Sie haben Gefühle, wie jeder andere auch. Fühlen sie sich wohl, wenn Sie auf der Straße von allen angestarrt werden?

Ich denke mal nicht, denn es ist ein unangenehmes Gefühl. Bitte behandeln sie uns Behinderte ganz normal und gucken Sie nicht so mitleidsvoll und neugierig.

Leena Reikowski, 9 Jahre,
schickte uns diesen Text

KNOOPS KOLUMNE

*Behinderung und
gefühltes Alter*

Etwas scheint dran zu sein an dem Sprichwort „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“. Andererseits könnte man sagen, dass Behinderte doppelt so schnell altern wie Gesunde. Was stimmt denn nun? Mein salomonisches Urteil: Beides könnte zutreffen. Es kommt darauf an, wie man seine Behinderung und deren Auswirkungen subjektiv bewertet. Die subjektive Einstellung zur Behinderung ist der wichtigste Punkt in der Frage, wie alt man sich als Betroffener fühlt. Haben Sie sich Behinderte schon einmal richtig angesehen? Ich habe seit 15 Jahren täglich die Möglichkeit. Erst in der Klinik, dann im Heim. Eines fällt mir auf: Ca. ein Drittel der Behinderten scheinen auch nach längerer Zeit nicht gealtert zu sein. Vielleicht eine Falte mehr im Gesicht. Die anderen zwei Drittel verfallen zusehends. Woran mag das wohl liegen, dass der eine jung bleibt, während der andere rasch altert? Ich habe eine Vermutung, natürlich relativ unabhängig von der medizinischen Sicht.

Der wichtigste altmachende Faktor ist negativer Stress. Dieser wirkt bei Gesunden wie bei Behinderten gleichermaßen, wenn man sich ihm aussetzt. Es ist gleichgültig, ob man von Termin zu Termin hetzt oder sich ständig über die vielen Wehwehchen seiner Behinderung aufregt. Negativer Stress macht alt, und das sichtbar. Ein nächster Punkt, zu dem ich nichts sagen kann, weil ich ihn nicht kenne, ist der Dauerschmerz. Ich glaube aber, der kann einem den letzten Lebensmut nehmen. Ein weiterer Punkt scheint mir der unerfüllte Sexwunsch junger behinderter Männer zu sein. Obendrein wirkt sich Müßiggang, z.B. den lieben langen Tag vor der Glotze sitzen, nicht gerade positiv aufs Jungbleiben aus.



Friedemann Knoop

Die Gretchenfrage: Was hält eigentlich jung? Ich glaube, die Religionen, egal welche, haben dafür probate Tipps. Es muss ja nicht gleich Yoga sein. Aber wie wäre es mit einem vollständig geordneten und durchgeplanten Tagesablauf ohne Hektik? Ist es möglich, die Behinderung anzunehmen und sich mit ihr zu arrangieren? Man könnte sich mit ihr zum Beispiel positiv auseinandersetzen, aber nicht zwanghaft. Das führt zu nichts, und man steht sich am Ende nur selbst im Weg.

Gegen unerfüllte Sexwünsche gibt es, wenn kein Geld für eine Prostituierte vorhanden ist, nur ein Mittel: abwarten und weiter suchen. Für Behinderte ist die Chance, einen Traumpartner zu finden, relativ gering. Ich weiß, wovon ich spreche, aber ich bin dennoch nicht traurig. Ganz wichtig ist die Ernährung. Besonders für E-Rollifahrer gilt an jedem Tag ohne Ausnahme: so wenig Kalorien wie möglich, soviel frisches Obst wie möglich. Außerdem, wer lange leben möchte, ohne sich viel bewegen zu können: nicht rauchen, nicht trinken, keine Süßigkeiten und kein Salzgebäck. Enthaltung und Diät pur! Besser bekannt unter dem Begriff „Askese“. Wenn man in der Lage ist, asketisch zu leben, und die Gene spielen auch noch mit, kann man steinalt werden.

Da ist noch eine Versuchung: der Müßiggang bzw. das Nichtstun. Wie wäre es denn mit einem Buch oder mit dem Versuch, selbst eins zu schreiben? Wie man dies am besten anstellt? Es werden in fast jeder besseren Zeitschrift Kurse angeboten, je nachdem, auf welchem Gebiet man tätig werden möchte. Ich garantiere, wer einmal Blut geleckt hat, kommt davon nie wieder los. Der hat immer etwas zu tun und nie Langeweile. Das waren einige Tipps, wie man selbsttätig und ohne ärztliche Hilfe dem Altern im Rollstuhl ein gehöriges Schnippchen schlagen kann.

Friedemann Knoop

Eingliederungshilfe

Eine Leistung zur Teilhabe am Leben
in der Gemeinschaft

Mit adäquater Unterstützung ist es Menschen mit Behinderung möglich, ihre eigenen Ressourcen und Fähigkeiten so einzusetzen, dass sie ihre Lebensvorstellungen in vielen Bereichen verwirklichen können. Mit sehr viel Energie und Durchhaltevermögen arbeiten sie oft hart an sich, um ihre Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit zu erhöhen. Daher ist es kein Wunder, dass ihre Forderungen nach „einmischen“, „mitmischen“ und „selbst machen“ in den letzten Jahren nicht mehr zu überhören waren. Die Betroffenen möchten bei der Auswahl und Ausgestaltung geeigneter Unterstützungsangebote umfassend mitwirken. Gesellschaftlicher Konsens ist – auch international –, dass Menschen mit Behinderung ein uneingeschränktes Recht auf Teilhabe an der Gemeinschaft haben. Dazu gehört der Zugang zu allen Lebensbereichen, Gleichberechtigung, Selbstbestimmung, Anerkennung, Wertschätzung, Mobilität, Kommunikation, häusliches Leben und vieles mehr.

Die gesetzlichen Grundlagen zur Rehabilitation und Teilhabe für Menschen mit Behinderung und für Menschen, die von Behinderung bedroht sind, hat der Gesetzgeber in den Sozialgesetzbüchern neun und zwölf (SGB IX und SGB XII) geregelt. Die beiden Gesetzbücher beziehen sich aufeinander. Ziel der sich daraus ableitenden Leistungen ist es, die „Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu fördern, Benachteiligungen zu vermeiden oder ihnen entgegenzuwirken“ (§1, SGB IX). Die Leistungsgruppen umfassen die



medizinische Rehabilitation, die Teilhabe am Arbeitsleben, die unterhaltssichernden und andere ergänzende Leistungen und die Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft. Von den sieben Rehabilitationsträgern (§6, SGB IX) übernimmt der Träger der Sozialhilfe einen überwiegenden Kostenanteil der Eingliederungs- und Teilhabeleistungen. Die Angelegenheiten der Sozialhilfe werden in einem einheitlichen Bundesgesetz geregelt, dem zwölften Sozialgesetzbuch (SGB XII).

Wichtige gestaltende Grundsätze der Sozialhilfe sind: Die Eingliederungshilfe ist kein steuerfinanziertes Bundes-Teilhabegesetz, sondern die Verwaltung und Finanzierung der Sozialhilfe liegt bei den Bundesländern und Kommunen; die Sozialhilfe unterliegt dem Nachranggrundsatz (§2 SGB XII), d. h. Leistungen erhält nur, wer diese nicht über einen anderen Rehabilitationsträger nach SGB IX (z.B. Arbeitsverwaltung, Krankenkasse, Renten- und Unfallversicherungen) bekommen oder die Leistungen nicht selber aufbringen kann, sie sind somit einkommensabhängig. Die Leistungen der Eingliederungshilfe sind in der Hauptsache, wie im sechsten Kapitel SGB XII beschrieben, Hilfen zur Schulbildung, Ausbildung, Arbeit, Gesundheitsförderung und individuellen Lebensgestaltung. Sie beinhalten einen breit



angelegten individualisierten Maßnahmenkatalog, dessen Prinzip die Bedarfsdeckung ist: Jede Leistung der Eingliederungshilfe muss notwendig, ausreichend und zweckmäßig sein. Die Leistungen werden traditionell von den Trägern der Freien Wohlfahrtspflege erbracht. In einem Dienstleistungsvertrag zwischen der Sozialverwaltung und einem Leistungsanbieter werden Inhalt, Umfang, Qualität und Preis für eine genau beschriebene Leistung festgelegt. Zur Förderung von mehr Wettbewerb können heute auch private Träger Leistungen anbieten.

Nach dem Wegfall der Sozialhilfekosten für arbeitslose Menschen im Verlauf der Hartz IV-Reform ist die Eingliederungshilfe der größte Ausgabenposten der Sozialhilfe – mit steigender Tendenz. Die Zahl der Anspruchsberechtigten wächst – hauptsächlich aus demografischen Gründen. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass Menschen mit geistigen, körperlichen und seelischen Behinderungen bis 1945 durch die Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten kaum Überlebenschancen hatten.

Die Eingliederungshilfe ist multifaktoriellen Einflüssen unterworfen, sowohl gesellschaftliche, sozialpolitische und wirtschaftliche Aspekte beeinflussen sich gegenseitig, bringen Fortschritt oder Stagnation. Die Chancen und Risiken von mehr Marktorientierung, Wettbewerb und nachhaltigem Wirtschaften müssen gesellschaftlich diskutiert werden. Die Politik für Menschen mit Behinderungen wird sich den Herausforderungen weiterhin stellen müssen. Bei der Umgestaltung der Eingliederungshilfe geht es um mehr als den Ausbau der vorhandenen Angebote, es geht um eine grundsätzliche Neubewertung der Versorgungsstruktur. Der Gesetzgeber hat darauf reagiert und im Zuge der Modernisierung der gesetzlichen Grundlagen – neben den bereits bestehenden – eine neue Leistungsform entwickelt: das Trägerübergreifende Persönliche Budget (§ 17 SGB IX). Der Mensch mit Behin-

derung artikuliert seinen Bedarf und bekommt dafür eine Geldleistung, von der er sich in eigener Regie die benötigten Leistungen einkauft. Erst die Umsetzung in die Praxis wird zeigen, ob die Intention verwirklicht werden kann.

Eine weitere wichtige Aufgabe der Behindertenpolitik ist mit dem Stichwort Inklusion verbunden. Die Emanzipationsforderungen der Menschen mit Behinderung beinhalten heute nicht mehr nur individuelle Aspekte zur Bewältigung des Alltags und zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Auf dem Prüfstand stehen auch umweltbedingte Barrieren, die keinen freien Zugang zu den gesellschaftlichen Bereichen ermöglichen, gemeint sind die materiellen, sozialen und einstellungsbezogenen Kontexte. Als weitere Beispiele wären hier auch die Schnittstellen zur Stadtentwicklung und die barrierefreie Kommunikation zu nennen.

Doris Brandt

Internetadressen:

- www.berlin.de/sen/soziales = Bericht zur Lage der Menschen mit Behinderung und ihrer Teilhabe in Berlin, Fallmanagement
- www.bar-frankfurt.de = Wegweiser, Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen
- www.sozialgesetzbuch.de = Gesetzestexte
- www.consens-info.de = Stadtstaatenvergleich, Bestands- und Bedarfserhebung Wohnen für Menschen mit einer Behinderung in Berlin
- www.forsea.de = z.B. Handbuch zum Persönlichen Budget
- www.selbstbestimmtes-leben-ev.de
- www.beb-ev.de = PerLe (Persönliches Budget und Lebensqualität)
- www.budget-tour.de

Zäsur in der Eingliederungshilfe?

Die Expertenkommentare von CDU und Bündnis 90/Die Grünen

Markus Kurth, Jahrgang 1966. Diplom-Politikwissenschaftler. Mitglied des Deutschen Bundestages. Sozial- und behindertenpolitischer Sprecher der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen.

Die Reform der Eingliederungshilfe als erster Schritt auf dem Weg zu einem Leistungsgesetz

Menschen mit Behinderungen bewegen sich in einem schwer durchschaubaren Dschungel unterschiedlicher Leistungssysteme und Institutionen. Daher gestaltet sich die Durchsetzung der sozialrechtlichen Ansprüche nach wie vor schwierig. Aus diesem Grund bleibt trotz der sehr umfangreichen und vergleichsweise anspruchsvollen Festschreibung der Rechte von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Gesetzgebung die politische, gesellschaftliche und institutionelle Praxis vielfach hinter der normativen Zielsetzung zurück.

Die Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen hat am 24. Januar 2008 unter meiner Federführung einen Antrag zur Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderungen in den Deutschen Bundestag eingebracht. Der umfassende Reformvorschlag strebt mit der Formulierung von 16 Forderungen eine Vereinheitlichung und Verbesserung des Leistungsrechts für Menschen mit Behinderungen an. Um nur einige Punkte zu nennen:

Um dem Ziel „ambulant vor stationär“ endlich zum Durchbruch zu verhelfen, wollen wir die ambulanten Leistungen der Eingliederungshilfe zur Unterstützung des selbständigen Wohnens als einkommens-



*Markus Kurth:
Grüne fordern
unabhängige
Budgetassistenz und
die Aufhebung der
Budget-Deckelung*

und vermögensunabhängige, bedarfsgerechte und budgetfähige Leistungen zur Verfügung stellen. Durch die Einführung einer unabhängigen Budgetassistenz und die Aufhebung der Budget-Deckelung wollen wir das sinnvolle, aber in der Praxis noch zu wenig angewandte Instrument des Persönlichen Budgets weiterentwickeln. Bündnis 90/Die Grünen streben zudem die wirtschaftliche Abtrennung von Immobilieninteressen und Leistungserbringung an, denn die Leistungserbringer der Behindertenhilfe müssen sich auf die Dienstleistungen am und mit den Menschen konzentrieren.

Wir fordern außerdem einen einheitlichen finanziellen Nachteilsausgleich für Menschen mit Behinderungen. Dazu müssen in einem ersten Schritt die bisher geleisteten finanziellen Nachteilsausgleiche (z.B. Steuervorteile) zu einem Teilhabegeld zusammengefasst und einheitlich als Leistung des Bundes ausbezahlt werden.

Übereinstimmend positiv äußerten sich die Sachverständigen bei der Anhörung am 2. Juni im Ausschuss Arbeit und Soziales zu unseren Vorschlägen. Mittelfristig müsse ein eigenes Leistungsrecht für Menschen mit Behinderung entstehen, das aus der Sozialhilfe ausgegliedert sei. Hier bedürfe es ganz dringend auch der finanziellen Beteiligung des Bundes. Aktuelles finden Sie auf meiner Homepage unter: www.markus-kurth.de.

Markus Kurth

Anlässlich der immer noch bestehenden Problematik geringer Unterbringung von körperlich und „geistig“ behinderten Kindern und Jugendlichen in Pflegefamilien erklärt Hubert Hüppe MdB, Beauftragter der CDU/CSU-Bundestagsfraktion für die Belange der Menschen mit Behinderungen:

Familienpflege als Leistung der Eingliederungshilfe für Kinder mit Behinderungen jetzt ermöglichen

Familienpflege muss als Leistung der Eingliederungshilfe im SGB XII jetzt ausdrücklich geregelt werden, damit mehr körperlich und sogenannte „geistig“ behinderte Kinder in einem familiären Umfeld aufwachsen können. Dies ist das Ergebnis eines Fachgesprächs der CDU/CSU-Bundestagsfraktion mit Betroffenenverbänden, Dienstleistern für Pflegefamilien, Sozial- und Jugendämtern, welches in Berlin stattfand.

Auch Kinder und Jugendliche mit körperlicher und sogenannter geistiger Behinderung haben ein Recht darauf, in einer Familie aufzuwachsen. Hier haben sie die besten Entwicklungschancen. Diese Kinder und Jugendlichen werden zu häufig in einem Heim untergebracht, wenn sie nicht mehr in ihrer Familie verbleiben können. Dies berichteten Vertreter von Wohlfahrtsverbänden und sozialen Dienstleistern im Bereich „Pflegefamilien“.

Vorrangig müssen behinderte Kinder die Chance haben, in einem familiären Umfeld aufzuwachsen. Behinderte Kinder, die nicht in ihrer Herkunftsfamilie verbleiben können, sollten, soweit es irgendwie möglich ist, in Pflege-, Adoptiv- oder sogenannten professionellen Pflegefamilien untergebracht werden.

Bei nicht körperlich oder „geistig“ behinderten Kindern und Jugendlichen versuchen die nach Kinder- und Jugendhilferecht (SGB VIII) zuständigen Jugend-

ämter die Kinder in Familien unterzubringen. Sind die Kinder körperlich oder „geistig“ behindert, und können sie nicht in ihrer Familie verbleiben, so sind die Sozialämter zuständig und gewähren Eingliederungshilfe nach Sozialhilferecht (SGB XII). In der Regel folgt darauf eine Heimunterbringung. Auch nach der Unterbringung in Heimen prüfen Sozialämter zu selten, ob es Alternativen gibt. Die Folge ist: „Einmal Sondereinrichtung – immer Sondereinrichtung“. Doch Jugendämter sind im Regelfall verpflichtet, nach einer Heimunterbringung Alternativen zur Unterbringung im Heim zu prüfen.



*Hubert Hüppe:
„Sozialämter prüfen
zu selten, ob es
Alternativen gibt*

Zu viele Sozialämter greifen lieber auf Bekanntes zurück, nämlich auf die Unterbringung in Heimen. Zum anderen lehnen sie manchmal die Unterbringung in Pflegefamilien von vornherein ab. Sie argumentieren, dass die Unterbringung in Pflegefamilien als Hilfeform der Sozialämter gesetzlich gar nicht vorgesehen sei. Dieses Verhalten vieler Sozialämter ist nicht nachvollziehbar. Selbst in einer Broschüre der „Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe“ ist die Unterbringung körperlich und „geistig“ behinderter Kinder und Jugendlicher in Pflegefamilien als Hilfeform aufgeführt.

Die CDU/CSU-Bundestagsfraktion wird intensiv daran arbeiten, dass mehr behinderte Kinder und Jugendliche, die nicht in ihrer Herkunftsfamilie verbleiben können, in einer Familie aufwachsen können. Hierbei wird sie die Vorschläge aus dem Fachgespräch prüfen, ob körperlich und „geistig“ behinderte Kinder und Jugendliche sinnvollerweise der Jugendhilfe zugeordnet werden können oder die Sozialämter ausdrücklich verpflichtet werden sollten, die Unterbringung in eine Pflege- oder Adoptivfamilie zu prüfen.

Hubert Hüppe

Zweiter Brief an Amigo

Silvia Gordan erhält Transferleistungen und träumt vom Grundeinkommen für alle Bürger

Lieber Amigo, seit meinem letzten Brief an dich ist ein wenig Zeit vergangen. Ich hoffe, dass du deswegen nicht allzu traurig geworden bist. Ich war zwischenzeitlich mal wieder in Grübeleien versunken. Du weißt ja, dass das Leben nicht nur angefüllt ist von Schönheit, sondern auch voll von Widrigkeiten. Heute will ich dir aber wieder mal meine Gedanken anvertrauen. Keine Angst, es geht nicht weiter mit dem Thema Liebe, obwohl sie natürlich das Wichtigste ist, denn schließlich ist das Leben der Menschen ohne Liebe öde und leer.

Du kennst mich ja und weißt, dass ich mir über die Zukunft – also darüber, wie es auf der Welt weitergehen soll – öfter Sorgen mache, auch wenn es so schön heißt: „Sorge dich nicht, lebe!“ Nun bin ich gerade zur richtigen Zeit auf ein neu erschienenes Buch aufmerksam geworden, das meine trostlosen Grübeleien in konstruktive Gedanken verwandelt hat. Und so möchte ich dir schon so viel verraten: Es gibt Bücher, wenn man die aufschlägt und liest, dann geht ganz einfach die Sonne auf. Jetzt sage ich dir erst mal, um was für ein Buch es sich handelt: „Ein Grund für die Zukunft: Das Grundeinkommen“ von Götz W. Werner aus dem Verlag Freies Geistesleben.

Wovon ist in diesem Buch die Rede? Es geht um ein bedingungsloses Grundeinkommen, auf das jeder Mensch einfach deshalb, weil er leben muss, einen Anspruch hat. Die drei grundsätzlichen Themen dieses Buches sind: Arbeit – Einkommen – Steuern. Diese Vokabeln hören wir täglich im Fernsehen, und auch in

unserem unmittelbaren Leben spielen sie ständig eine Rolle. Arbeitslosigkeit ist ja das Reizwort unserer Tage geworden. Das Gegenteil von Arbeitslosigkeit ist bekanntlich die Arbeit. Da fällt einem ja erst mal die Arbeit ein, durch die alle notwendigen Güter in der Welt geschaffen werden. Also es wird etwas produziert, oder es wird eine Dienstleistung erbracht.

Bei dem Gedanken an die Güterproduktion wird uns ja sofort klar, dass keine Generation seit den vergangenen Jahrhunderten so gut gelebt hat wie unsere und dass wir in paradiesischen Zeiten, ja in einer Überflussgesellschaft der gesättigten Märkte leben. Die ständige Produktivitätssteigerung unserer Wirtschaft hat zur Folge, dass die Menschen, die zur volkswirtschaftlichen Leistung beitragen, im modernen Industriezeitalter nun arbeitslos werden. Wie wir alle merken, gehört eine Vollbeschäftigung aller arbeitsfähigen Menschen zur Vergangenheit moderner Industriestaaten.

Darum ist es nun angebracht, an dieser Stelle einmal die Aufmerksamkeit auf das Einkommen der Menschen zu richten. Es müsste demnach überlegt werden, wie das Verhältnis zwischen Arbeit und Einkommen neu zu ordnen wäre. Auf der einen Seite werden die Menschen durch die Wirtschaft mit Gütern und Dienstleistungen versorgt – auf der anderen Seite müssen sie aber mit Einkommen versorgt werden, damit sie sich diese auch leisten können. Es ist einfach nicht mehr zeitgemäß, dass Arbeit und Einkommen in unserem arbeitsteiligen Wirtschaftssystem aneinander gekoppelt werden. Das war früher bei der Selbstversorgung der Menschen noch anders. Arbeitslosigkeit bedeutet einfach nichts anderes, als dass es nicht mehr genügend Erwerbsarbeit, also bezahlte Arbeitsplätze gibt. Das heißt aber nicht, dass es keine Betätigungsfelder mehr für die Menschen gäbe. Also dürfte nun nicht mehr von einem Recht auf Arbeit die Rede sein, das wir auf allen möglichen Demonstrationen einfordern, sondern ein



Recht auf Einkommen ist das, was wir brauchen, damit wir die Güter, die ja ausreichend vorhanden sind, erwerben können und damit wir uns den Aufgaben des Lebens zuwenden können, die darauf warten, von uns erfüllt zu werden.

So ist es also selbstverständlich niemandem verwehrt, noch neben dem Grundeinkommen tätig zu werden und auch dazuzuverdienen. Vor allem die Tätigkeiten, um die sich niemand reißt, würden durch den finanziellen Anreiz erledigt werden. Wirklich sinnvoll aber wäre es, die Initiativkräfte der Menschen zu fördern und zu unterstützen. Sie könnten sich endlich den Aufgaben zuwenden, die so dringend bewältigt werden müssen – die Arbeit am Menschen, in der Umwelt, der Kultur ... In unserer Welt kann es nicht mehr um die Frage gehen, woher ich einen gutbezahlten Job bekomme. Die Menschen müssen zuerst in ihren Lebensgrundbedürfnissen versorgt sein, damit sie in die Lage versetzt werden zu überlegen, wo und wie kann ich meine Fähigkeiten entfalten und einsetzen. So wie jedes Kind, das auf die Welt kommt, zunächst von seinen Eltern versorgt wird, einfach weil es da ist – und das sich dann, wenn es

in der Lage dazu ist, überlegt, wie es sich in der Welt betätigen kann. In Wahrheit kann doch keine Rede davon sein, dass die Menschen sich mit einem bedingungslosen Grundeinkommen nur noch faul in die Hängematte legen würden. Im Gegenteil, jeder Mensch sehnt sich nach einer sinnvollen Beschäftigung, zu der er aber nicht gezwungen werden möchte. Dass es auch Ausnahmen gibt, bestätigt nur die Regel.

Jetzt wird natürlich sofort die Frage laut: Wie soll das gehen? Wie soll das finanziert werden?

Dazu ist zuallererst zu sagen: Geld ist mehr als genügend vorhanden! Zunächst kann festgestellt werden, es gibt ja schon heute viele Sozialtransfersysteme: Kindergeld, Arbeitslosenversicherung, Rentenversicherung, Grundsicherung usw. „Die Idee des Grundeinkommens ist, diese Systeme in eines zusammenzufassen und jedem Menschen bedingungslos ein Grundeinkommen zu gewähren.“ (B. Hardorp) Bei den etwa 720 Milliarden Euro pro Jahr in den genannten Transfersystemen haben wir bereits eine Finanzierung des Grundeinkommens. „Um diese



Durch Konsumbesteuerung aus der Teuerungsfalle? dm-Markt Gründer und Professor an der Universität Karlsruhe (TH) Götz Werner

zu verteilen, werden heute weit über 100 Milliarden Euro Verwaltungskosten aufgebracht. Ungefähr die Hälfte davon könnten wir sparen. Wenn Sie beispielsweise diese ca. 800 Milliarden Euro an die 80 Millionen Bundesbürger verteilen, könnte jeder über 830 Euro im Monat verfügen. Wie hoch das Grundeinkommen tatsächlich ausfällt, wäre eine Frage des sozialen Konsens.“ (B. Hardorp) Wenn noch an eine weitere Finanzierungsquelle gedacht würde, auf die das Buch in verständlicher Sprache klare Antworten gibt, dann könnte das Grundeinkommen eine Größenordnung von etwa 1.500 Euro erreichen.

Grundsätzlich könnte nach den Überlegungen Götz Werners ein ausreichendes bedingungsloses Grundeinkommen für alle Bürger durch eine Umstrukturierung des Steuersystems von der Ertragsbesteue-

rung auf eine Konsumbesteuerung finanziert werden – das heißt, nicht die erbrachte Leistung soll besteuert werden, sondern der Konsum. Der gesamte Wertschöpfungsprozess wäre von hemmenden Steuern befreit, die Leistung würde entfesselt, wenn das Einkommen nicht mehr besteuert und Arbeit nicht mehr verteuert wird.“ Durch eine Konsumbesteuerung zahlen Sie Ihre Steuern dann, wenn Sie Ihr Geld ausgeben. Und so trägt der, der viel konsumiert, auch viel zur Finanzierung des Staatswesens bei.

Lieber Amigo, sicherlich werden sich bei dir durch die Aufnahme meiner kurzgefassten Ausführungen noch weitere Fragen ergeben, wozu ich dir nur wärmstens die Lektüre dieses nicht einmal sehr umfangreichen Büchleins empfehlen kann! Zum Schluss möchte ich dir, lieber Amigo, aber noch sagen: Ich habe nun doch wieder Hoffnung, dass es möglich sein wird, eine Gesellschaft zu gestalten, in der der Einzelne ein menschenwürdiges Leben führen kann. Ich glaube sogar, dass dieses Bürgereinkommen schneller Wirklichkeit wird, als wir uns alle träumen lassen. Die großen Neuerungen in der Welt sind immer zuerst auf Skepsis, Misstrauen oder sogar Ablehnung gestoßen. Und irgendwann waren sie nur noch selbstverständlich. Wer hätte vor, sagen wir, 150 Jahren gedacht, dass es relativ einfach möglich ist, z.B. die Alpen zu überqueren!

Machs gut und lass dich nicht entmutigen!

Deine Silvia

Unsere Reise nach Rheinsberg



Um 10 Uhr ging es los. Der Sonderfahrtdienst (SFD) von der WG1, Weichselstraße in Neukölln brachte uns zum Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Dort sind wir in den anderen Bus umgestiegen, und ab ging die Fahrt um 11.30 Uhr in Richtung Rheinsberg. Um 13.30 Uhr dort eingetroffen, mussten wir bis um 16 Uhr warten, dann konnten wir unser Zimmer beziehen. Wir waren im Appartement in der Nähe vom Hotel am See untergebracht. Insgesamt waren wir sechs Personen. Das Haus war sehr geräumig, zwei Einzelschlafzimmer und zwei Doppelschlafzimmer. In einem der Doppelschlafzimmer schliefen Herr Winter und ich. Dazu gab es noch einen Gemeinschaftsraum mit einem großen Flachbildschirmfernseher und einer Küche. Jedes Zimmer war mit einer Schiebetür versehen, selbst die Terrassentür hatte zwei Schiebetüren. Nur die Haustür musste man mit der Plastikkarte öffnen. Jeden Tag wurde gekocht. Wir waren so oft wie möglich draußen, obwohl das Wet-



ter ziemlich durchwachsen war. Aber wir hatten trotzdem eine schöne Zeit und viel Spaß. Auf dem Programm standen z.B. eine Stadt- und Schlossparkbesichtigung, eine zweistündige Schifffahrt auf dem Grienericksee mit dem rollstuhlge rechten Motorschiff „Rolly-Tour“, ein Spaziergang am See und Kegeln. Nur das Schloss Rheinsberg konnten wir nicht besichtigen, weil es renoviert wurde.

Ein Mitreisender aus der Zeltinger Straße, Herr Lutz Germann, der nicht mit uns fahren konnte, weil der Bus zu klein war, wurde zur Hin- und Rückfahrt separat abgeholt. Am 14. September ging es wieder zurück nach Berlin. Um 11.30 Uhr wurden wir vom Bus abgeholt, und so trudelten wir um 14 Uhr in der Blissestraße 12 beim Reisebüro der FDS ein. Der Sonderfahrtdienst holte uns um 14.30 Uhr von dort ab und brachte uns wieder in die Weichselstraße.

Wolfgang Kröpsch und Harry Winter

Eine Schifffahrt um Potsdam

S pontan kam die Idee auf, einmal von Potsdam aus eine Dampferfahrt zu unternehmen. Da die Telebusse auch bis dorthin fahren, erreichten die beiden „Donnersmärcker“ Gruppen („Wildkräuter“ und „Schöneberger Heide“) pünktlich die Anlegestelle. Nach wenigen Minuten legte auch unser Ausflugsdampfer „MS Paretz“ an. Das Schiff mit 140 Innenplätzen ist rollstuhlgerecht per Rampe und mit Hilfe der Besatzung problemlos zu „entern“! Innen war alles sauber, das Platzangebot großzügig, und – was auch wichtig ist – das Personal sehr freundlich. Die Toilette ist rollstuhlgerecht nach „Norm“, also keine riesigen Straßen-E-Rollis! Bug und Heck sind gut zu befahren. Nach dieser kleinen Besichtigungstour meinerseits hieß es „Leinen los“!

Die Fahrt führte vom Templiner See am Ufer entlang in den Schwielowsee und wieder retour. Es ging bei strahlendem Sonnenschein – mit Zwischenhalt – vorbei am Schlosspark Caputh, dem Strand Caputh mit seinem hübsch anzusehenden „Karibikflair“ Richtung Ferch, Werder-Insel, Petzow bis Geltow. Die ca. dreieinhalb Stunden dauernde schwimmende Rundreise mit interessanten Uferbesichtigungen der Fauna und Flora wurde natürlich von Schwänen, Enten, Ruderern, Segelbooten usw. begleitet. Nach schmackhaftem Mittagessen und Kaffee und Kuchen fuhr die „MS Paretz“ in der Abendsonne ruhig dahin. So verging ein beschaulicher Nachmittag, bei dem man seine Seele baumeln lassen konnte. An der Anlegestelle – Parkplatz für die Telebusse/Autos vorhanden – standen auch zwei Strandkörbe, die sogleich vom Begleitpersonal (Angelika Klahr, Christine Anders) ausprobiert wurden. Na, ja, wer weiß, ob noch Zeit zum Sonnenbaden bleibt?



Die MS Paretz vor der Pfaueninsel

In unmittelbarer Nähe kann man seine Wartezeit auch im Potsdam-Lustgarten mit der Plastik „Neptuns Triumph“ sinnvoll überbrücken. Es lohnt sich allemal! Uns hatte es so gut gefallen, dass wir solch einen Tag bestimmt wiederholen werden! Die Dampfer sind fast alle beheizbar, fahren also auch im Winter. Um alle Angebote, Veranstaltungen, Daten, Reservierungen, Preise zu erfahren – am besten bei der Reederei anrufen. Telefon: 0331/275 92 10 -20, -30. Mein Fazit: Empfehlenswert!

Hannelore Jerchow

P.S.: Danke den Helferinnen!

Rebellen warteten lange auf den Sieg

Team Rebels aus Deutschland gewann erstmals den EuropaCup 2008 im Rollstuhlrugby

Im dritten Anlauf gelang dem deutschen Team The Rebels beim Rollstuhlrugby-EuropaCup am 29.03.2008 in Neuruppin der Sieg. In einem sehr engen Spiel, beim dem sich während des ganzen Spielverlaufs keines der beiden Teams vom anderen mehr als zwei Punkte entfernen konnte, gewann die Spielgemeinschaft von aktuellen deutschen Nationalspielern gegen den Titelverteidiger aus London mit 37:36 nach Verlängerung. Der beste Spieler des Turniers kam nach Meinung von Fachleuten jedoch aus England. Troye Collins dominierte mit seiner Übersicht, seiner Dynamik und seiner ruhigen Hand die Spielweise seines Teams und meist auch den Gegner. Der Londoner hatte sein Team bis ins Finale geführt, wo er bis eine Minute vor Schluss vorne lag.

Das alle zwei Jahre ausgetragene Turnier mit acht Mannschaften, die in zwei Tagen fünf Spiele zu absolvieren hatten, diente in diesem Jahr mehreren Trainern einer letzten Sichtung von Nationalspielern für die Paralympics in Peking. „Besonders das fulminante Halbfinale zwischen unserer ersten und zweiten Garnitur war eine Entscheidungshilfe bei der Vergabe der Plätze

für Peking. Die zweite Linie hat sich stark entwickelt, der Kader wird größer“, erläuterte der deutsche Bundestrainer Pierre Sahn. „Wenn das underdog-team die erste Mannschaft so fordert, kann der Trainer nur zufrieden sein.“ Das deutsche B-Team Rugby Rats hatte zuvor den haushohen Favoriten London mit 36:35 in der Vorrunde geschlagen und sich mit dem ersten Platz in seiner Vorrunde für das Semifinale qualifiziert. Dort musste es sich dem A-Team Rebels erst nach Verlängerung mit 43:44 geschlagen geben.

„Unerwartet war für mich auch der Sieg der Reds aus Polen gegen die Schweden in der Zwischenrunde“, erklärte Organisator Heiko Striehl von Frontcourt. Neben der Mannschaft aus Polen, die erstmalig teilnahm und mit ihrer kompletten Nationalmannschaft angereist war, spielten Teams aus Schweden, Belgien, der Schweiz und Deutschland bei dem von der Fürst Donnersmarck-Stiftung geförderten Turnier. Die deutsche Nationalmannschaft hat sich für die Paralympics 2008 in Chinas Hauptstadt zusammen mit sechs anderen Teams qualifiziert. Das Starterfeld bei dem paralympischen Turnier ergänzen die wenig erfahrenen gastgebenden Chinesen.

**Thomas
Golka**





Auf dem Weg zum EM-Titel 2007 in Wetzlar

Rollstuhlbasketball: Fit für Peking

Deutsche Damen mit guter Bilanz

Die deutsche Rollstuhlbasketball-Nationalmannschaft der Damen hat sich mit einem Sieg und einer Niederlage vom heimischen Publikum zu den Paralympics vom 6. bis 17. September im Reich der Mitte verabschiedet. In der Berliner Peter-Ustinov-Sporthalle gewannen die ING-DiBa Korbjägerinnen am Samstag ihr Duell gegen Weltmeister Kanada, während sich am Sonntag dann die Nordamerikanerinnen in der Bundeshauptstadt durchsetzen konnten. Bereits am Dienstag geht es für die DRS-Auswahl nun zur traditionellen Spitfire-Challenge nach Toronto in die Heimat des Gegners vom Wochenende.

**Deutschland – Kanada 67:63
(14:14/28:35/47:46)**

Wie schon in der Vorwoche in Hamburg entwickelte sich auch in der Bundeshauptstadt am Samstag ein knappes und spannendes erstes Match zwischen dem Weltmeister aus Nordamerika und dem gastgebenden Europameister. Nachdem die DRS-Auswahl im zweiten Spielviertel

eine leichte Schwächeperiode hatte, sah es zur Halbzeit zunächst nach einem klaren Sieg für die Gäste um Topscorerin Misty Thomas aus. Nach dem Seitenwechsel jedoch drehte insbesondere die Kölner Centerin Marina Mohnen auf und war unter dem Brett kaum zu stoppen. So drehte Deutschland, auch dank ihrer 25 Punkte, letztendlich noch die Partie und gewann erneut gegen Kanada.

**Deutschland – Kanada 54:55
(15:15/29:31/42:38)**

Am Sonntag tauchten dann über 400 Zuschauer die Berliner Peter-Ustinov-Sporthalle im zweiten Spiel des Wochenendes gegen die Mannschaft des kanadischen Auswahltrainers Tim Frick in eine prickelnde Atmosphäre. Beide Teams boten in der Endphase der Vorbereitung auf die Paralympics in Peking erneut ein packendes Duell, das den amtierenden Weltmeister drei Sekunden vor dem Ende mit 55:52 in Front sah. Nach einer deutschen Auszeit verwandelte zwar die Augsburgerin Birgit Meitner noch zwei Freiwürfe sicher, doch am Ende sollte es diesmal nicht für eine Wende im Spiel reichen.

„Trotz der Niederlage haben wir ein starkes Spiel gezeigt, lediglich unser miserabler Abschluss verhinderte einen klaren Erfolg“, so Bundestrainer Holger Glinicki nach der Bilanz von 3:1-Erfolgen über Kanada binnen acht Tagen.

Trainer Glinicki bei der Viertelsprache





Vorbereitung auf die Paralympics

Fazit

Nach den Spielen gegen die kanadischen Weltmeisterinnen ist festzuhalten, dass die deutschen Damen fit für die Paralympics in Peking sind. Dafür spricht auch der Sieg beim Drei-Nationen-Turnier, welches vom 18.-20. Juli in der Hamburger Sporthalle Wandsbek statt fand. Dort konnte Weltmeister Kanada zweimal bezwungen werden und die Niederländerinnen, die als Vize-Europameisterinnen definitiv nicht zur zweiten Wahl zählen, auf die Plätze verwiesen werden. Am Ende des Turniers standen vier Siege aus vier Partien. Bei der kommenden Spitfire-Challenge, dem nächsten Vorbereitungsturnier in Ontario/ Kanada, wird sich die Nationalmannschaft der Frauen gegen Teams aus Mexico, den USA und Großbritannien behaupten müssen. Die Kanadierinnen werden mit zwei „Split-Squad Nationalteams“ an den Start gehen.



Trainer Glinicki beim Europameisterschaftssieg

Michael Nüske

Quelle: www.drs-rollstuhlbasketball.de

ALBA BERLIN
Basketballteam
Abteilung Roll-
stuhl-Basketball



Erstklassiger Sport in Berlin

1. Rollstuhlbasketball Bundesliga Saison 2008-2009

Die Albatrosse spielen in der kommenden Saison in der Premiumklasse des deutschen Rollstuhlbasketball. Damit sorgt ALBA BERLIN für ein Novum im deutschen Basketball. Zum ersten Mal in der Geschichte, spielen zwei Teams eines Vereins in der ersten Bundesliga. Auch wenn die Zielstellung nicht unterschiedlicher sein könnte. Wollen die „Fußgänger“ ihren Titel verteidigen, so zählt für die Rollstuhlbasketballer bei ihrem Abenteuer in erster Linie der Klassenerhalt. Die Heimspiele finden, bis auf das Spiel gegen Bonn, wieder in der Max-Schmeling-Halle (A) statt. Der in der letzten Saison gegründete Fanclub ALBA-ROLLIS.DE zeigt sich für die Organisation verantwortlich. Hier soll neben großem Sport auch Spaß und gute Laune nicht zu kurz kommt. Das Team wird am letzten Septemberwochenende zu einem Vorbereitungsturnier nach Lodz/Polen fahren, wo man auf Mannschaften aus Frankreich, Israel und Polen trifft. Zuvor gibt es noch ein Vorbereitungsspiel im Rahmen der 50 Jahr Feier des Basketballvereins Lok Bernau am 13. September 2009 .

04.10.2008 in Augsburg
11.10.2008 gegen Bonn
18.10.2008 in Köln
01.11.2008 gegen Frankfurt
08.11.2008 gegen Zwickau
15.11.2008 bei Lahn/Dill
22.11.2008 gegen Osnabrück
29.11.2008 in Trier
06.12.2008 gegen München

www.alba-rollis.de
www.albaberlin.de

Rollstuhkarate beim 1. Zehlendorfer Karate Verein e.V.

Seit einiger Zeit betreibt der 1. Zehlendorfer Karate Verein e.V. auch Rollstuhkarate. Wer bis jetzt dachte, im Karate muss man fähig sein, in tiefen Ständen zu stehen, hat sich geirrt. Der Verein bietet ein speziell auf Rollstuhlfahrer abgestimmtes Karatetraining an, das nicht nur die Fähigkeit zur Selbstverteidigung ausbildet, sondern auch das Selbstwertgefühl und die Selbstsicherheit im Alltag steigert.

Karate bedeutet „offene Hand“ und ist eine japanische Kampfkunst. Seit Hunderten von Jahren haben Meister ihr Wissen und Können an ihre Schüler weitergegeben. Auch Rollstuhl-Karate stammt aus Japan. Der weltweit bekannte japanische Meister Asai entwickelte ein System von Karate-Techniken, das speziell auf den Rollstuhl abgestimmt ist. Sein Schüler Großmeister Tadashi Ishikawa hat das Rollstuhl-Karate nach Deutschland gebracht.

Die verschiedenen Budoformen (Budo = Oberbegriff für Kampfkünste), insbesondere Karate-Do (Do = Weg), sind nicht auf einen speziellen Typ von Mensch beschränkt. Schaut man in die vielfältigen Vereine, so ist nicht nur jede Altersklasse dort vertreten, sondern auch eine steigende Anzahl von Behinderten setzen sich mit dem Wesen des Budo auseinander. Als erstes sollte festgehalten werden, dass eine Gürtelprüfung nicht mit den heute immer mehr aufkommenden Wettkampfdisziplinen vergleichbar ist. Mit Wettkampf sind allerdings nicht die Kumitedisziplinen (Kumite = Kampf) im Budo gemeint, sondern alle Arten von Vergleichs-„Kämpfen“, die man im Fernsehen sehen kann, und bei denen es nur um das Gewinnen oder Verlieren geht. Im Gegen-



Links: Andrea Mehwald-Shkutnik: „Die Rollstuhkarategruppe ist klasse“

Rechts: Trainer Michael Thiemer setzt sich in den Rollstuhl und zeigt die korrekte Technik

satz hierzu geht es bei der Gürtelprüfung nicht darum, der Beste, Schnellste oder Stärkste im Vergleich zu anderen zu sein, einen Pokal oder eine Trophäe zu erhalten. Sondern es geht um etwas, das gerade den Karatekämpfern, den Karatekas, in der Anfangsphase überhaupt nicht verständlich erscheint; nämlich um das, was Gichin Funakoshi (geb. 1868; gest. 1957), Begründer des modernen Karate-Do sagte: „Das höchste Ziel im Karate-Do ist nicht der Sieg oder die Niederlage, sondern die Perfektion des menschlichen Charakters“.

Selbstbewusstsein durch Karate

Iniziiert wurde das Karateangebot durch die Multiple Sklerose-Gesellschaft und das persönliche Engagement des ehrenamtlich tätigen Trainers Michael Thiemer. Das Training kostet kein Geld und derjenige, der teilnehmen möchte, kann dies tun und wird beim Verband angemeldet. Damit ist er als Karateka weltweit anerkannt.

Der 1. Zehlendorfer Karate Verein e.V. ist einer von vier Mitgliedsvereinen im Rollstuhl-Karate Deutschland e.V. Seit 2002 wird dort in einer behindertengerechten Turnhalle trainiert. Darüberhinaus werden Lehrgänge veranstaltet. „Wir sind bestrebt, ein deutschlandweites Netz von Rollstuhkarate-Vereinen aufzubauen“, so die Präsidentin des Leipziger Rollstuhkarate Vereins Sonja Stockmann.

Bei fast allen Rollstuhkarateka steht der Wettkampfgedanke nicht im Vordergrund.



„Die Leute bekommen immens viel Selbstvertrauen und betätigen Körperteile, die sie sonst nicht betätigen würden“, erklärt Michael Thiemer. Der 46-jährige Schwarzgurtträger übt seinen Sport seit 29 Jahren aus. Außerhalb des Dojos arbeitet er als Reisebackmeister. „Für mich macht die Arbeit mit behinderten Karateka aus, dass es erstens überhaupt möglich ist und dass ich sehe, wie die Leute selbstbewusster werden, sich nicht in eine Ecke drängen lassen und auch riesige persönliche Erfolge haben.“

Dies bestätigt auch Andrea Mehwald-Shkutnik. Die 53-jährige Mutter von zwei erwachsenen Söhnen ist Rollstuhlfahrerin und arbeitet als Immobilienkauffrau. Ihr hilft der Karatesport, Kraft für den Alltag frei zu setzen. Physisch und mental. „Ich bin kräftiger geworden und bin mental gut drauf. Es macht sehr viel Spaß. Die Trainingsgruppe ist toll und wir treffen uns auch außerhalb der Karategruppe. Es kann sich jeder trauen, vorbei zu kommen. Neue Leute sind bei uns immer gern gesehen.“

Karate und Rollstuhl – geht denn das?

Es wird versucht, das Läuferkarate auf das Rollstuhlkarate eins zu eins zu übertragen. Dies geschieht durch modifizierte Übungen. Spezielle Gürtelprü-



Trainingsinhalte im Fachvokabular:

KIHON, KATA und KUMITE sind die Säulen des Karate-trainings. Mit ihnen kann der Karateka Techniken, Taktik erlernen und den Kampfgeist schulen.

KIHON (Grundschule) lehrt die Grundtechniken. Durch jahrelanges Training werden diese immer weiter perfektioniert.

KATA (Form) ist ein festgelegter Bewegungsablauf in verschiedene Richtungen. Mit ihr gelangt man zu einem tieferen Verständnis der bereits erlernten Grundtechniken.

KUMITE (Kampf) ist der Kampf mit einem oder mehreren Gegnern. Dabei lernt der Karateka Distanzgefühl, Timing, Taktik und Kontrolle seiner Techniken.

ROLLSTUHL – KATA

Im Rollstuhl-Karate gibt es 30 Kata. Diese unterteilen sich in 15 „sho“ (klein) und 15 „dai“ (groß) Varianten. Mit den ersten 5 Kata werden die Grundlagen, wie Kontrolle des Rollstuhls, Fahrtechnik und Karatetechnik gelehrt. In den längeren Dai-Varianten müssen komplexere Bewegungsformen und schnelle Rotationen gemeistert werden.

fungen werden entwickelt. Die Bewegung im Rollstuhl wird am Anfang erlernt. Die Trainingsübungen sind darauf speziell aufgebaut. „Bei Karate denkt man oft an die Füße und ans Bretter-Durchhauen, was ja so wie so auch nicht beim Läuferkarate gemacht wird“. Beim Rollstuhlkarate kämpfen sowohl Rollstuhlfahrer gegen Rollstuhlfahrer, als auch Rollstuhlfahrer gegen Läufer. Bei der Kata der Läufer gibt es Abfolgen von Schritten, die später mit Arm-techniken kombiniert werden. Die ersten Kata sind darauf ausgerichtet, dass man lernt, sich exakt im Raum zu bewegen. Beim Rollstuhlkarate wird dieses Prinzip auf die Gegebenheiten übertragen. „Möchte ich mich um 45 Grad drehen, kann ich dies mittels einer bestimmten Antriebsbewegung mit der Hand am Rollstuhl tun. Wenn ich mich um 45 Grad drehen will, fange ich oben an und strecke bis zu einem bestimmten Punkt. Ziehe ich ganz durch, sind es 90 Grad. Am Schluss der Kata befinde ich mich an dem Punkt, an dem ich den Bewegungsablauf begonnen habe. Dies ist beim Shotokan-Karate, was wir vermitteln – egal ob Läufer oder Rollstuhlfahrer – immer so.“

Leider ist Rollstuhlkarate noch keine anerkannte Disziplin bei den Paralympics. Ernes Erko Kalac vom Deutschen Karate Verband e.V. ist seit einiger Zeit bemüht, Rollstuhlkarate bei den Paralympics zu etablieren. Bis dies geschehen ist, gilt es, die Leistung derer anzuerkennen, die sich meist ehrenamtlich engagieren und helfen, den Sport Rollstuhlkarate weiter zu entwickeln. Kalac ist optimistisch: „Bis London 2012 werden wir antreten können.“

Michael Nüske

Quellen: www.rollstuhl-karate.de
www.karate-zehlendorf.de

Infos im Netz:

- www.karate.de/dkv_karate/karate-fuer-menschen-mit-behinderung/
- www.karate-do.de (gute Japanisch-Vokabelhilfe)
- www.ciao.de/Rollstuhlsport__Test_2829338 (Interessanter Kommentar)

„2030 – Aufstand der Alten“

Sorgenvolle Gedanken über unsere nahe Zukunft

Eigentlich habe ich einen kompromisslosen Vorsatz: Seit Jahren sehe ich mir keinen Film im Fernsehen mehr an, denn die Realität kann auch der größte Schnickschnack nicht mehr toppen. Bis ich im Fernsehprogramm unter Phoenix las: „2057 – Unser Leben in der Zukunft“ und „2030 – Aufstand der Alten“. Davon sollte es an drei aufeinander folgenden Tagen jeweils Fortsetzungen geben. Bei mir gingen alle Alarmglocken an. Ich wurde nicht enttäuscht.

Bevor ich mich weiteren Gedanken zuwende, scheint es mir angebracht, Sie zu einem Exkurs einzuladen. Es war nicht Marx, sondern Hegel, der die drei dialektischen Gesetze in vollendete Form brachte. Marx hat als Hegels Schüler nur das philosophisch-dialektische System seines Meisters, wie er selbst schrieb, „vom Kopf auf die Füße“ gestellt. Diese drei alles bestimmenden Grundgesetze lauten:

1. Gesetz vom Kampf und Einheit der Gegensätze.
2. Gesetz vom Anhäufen von Quantitäten bis zum sprunghaften Übergang (des betrachteten Systems / F.K.) in eine neue Qualität.
3. Gesetz der Negation der Negation.

Das sind die drei Gesetze, nach denen sich alle Prozesse, die wir im realen Leben beobachten können, vollziehen. Gesetze, z.B. der Logik, fallen nicht darunter, das sind aber auch keine realen Prozesse. Genug philosophiert, lasst uns endlich Prozesse sehen!

2057 – Unser Leben in der Zukunft

Eine recht artige Zukunftsvision, in der viele bedeutenden Wissenschaftler zu Wort kamen. Ich glaube schon, dass sich die Welt in diese oder ähnliche Richtung entwickeln wird. Da wurden Energieprobleme, Umweltprobleme, Informations- und Gesundheitsprobleme angesprochen, diskutiert und vor allem Entwicklungswege aufgezeigt. In solch einer hektischen und technisierten Welt möchte ich keine Stunde leben. Ich lehne schon heute allen technischen Schnickschnack samt Internet, Konsum und überflüssiger Medizin kategorisch ab. Dennoch, ich habe mich noch nie so wohlgefühlt wie gegenwärtig. Das trotz enormer körperlicher Behinderung! Als kritischer Beobachter muss ich allerdings einschätzen: Die Gesellschaft und mit ihr die Technik wird sich mit hoher Wahrscheinlichkeit so oder ähnlich entwickeln; sehr zur Befriedigung der Bedürfnisse von den wenigen, die Geld haben. Bange Frage: Was ist mit dem übergroßen Rest der Gesellschaft?

Ich glaube, die Programmgestalter von Phoenix müssen ähnlich gedacht haben. Ihr Weg der Balance: Gleich einen Film hinterher zu senden, der als Korrektiv wirkte und der die Seite des gesellschaftlichen Lebens aufzeigte, mit der sich die Mehrzahl der älteren Menschen wird auseinandersetzen müssen, wenn sie kein Geld mehr hat.

2030 – Aufstand der Alten

Ein Film, wie ich seit Jahren keinen mehr gesehen habe. Er hat mir so richtig aus der Seele gesprochen. Und das, obwohl ich zu anderen Schlussfolgerungen gelangt bin. Die zentrale Frage des Filmes war: Was passiert mit den immer zahlreicher, älter und kränker werdenden Menschen in einer sonst gut funktionierenden Gesellschaft, in der der Generationenvertrag nicht mehr aufrecht erhalten werden kann? Allgemeine Voraussetzung im Film: Die Rente für alle Bürger



begann mit siebzig und betrug 560 Euro. Es wurde der Lebensweg eines ermordeten Rentners nachgezeichnet, der als Kopf der Vereinigung „Zornige Alte“ in den Untergrund ging und dort Unglaubliches aufgedeckte. Neben einer Reihe von Verwicklungen, die ein Filmemacher einbauen muss, schon um den Film für das Publikum spannend zu gestalten, ist das Anliegen schnell erzählt: Der Generationenvertrag war wie gesagt, aufgekündigt. Die Jungen konnten und wollten nicht mehr für die Kosten einer stets größer werdenden Anzahl von Rentnern, Altersschwachen und Kranken aufkommen.

Lösungsversuch der Gesellschaft: Die Unternehmen boten schöne Seniorenheimplätze im billigeren Ausland an. Alles sah auf den ersten Blick sauber, ordentlich und gepflegt aus. Tolle Seniorenheime mit vielen interessanten Veranstaltungen. Langeweile konnte hier gar nicht erst aufkommen. Allerdings nur, solange Geld floss. Das ging gut, wenn man Ersparnisse hatte oder die Familie einsprang. Das konnte sie längst nicht mehr, denn ihre Mitglieder wurden ebenfalls alt und brauchen dann selbst die nötigen Rücklagen.

So verschwanden jeden Tag Alte und Gebrechliche. Das fiel gar nicht auf, denn deren Verwandte und Bekannte waren weit weg im Ausland und nahmen an, Mutter oder Vater ginge es gut in der Fremde. Besuche gab es kaum, denn die

Szene aus dem Film „2030 – Aufstand der Alten“

kosteten Geld, und Geld war ein knappes Gut. Wer kein Geld mehr hatte, kam im wahrsten Sinne des Wortes aufs Abstellgleis. Weit weg von jeder Zivilisation, in ein abgeschiedenes Areal, in ein noch abgelegeneres, menschenleeres Gebirge.

Wie war das: 560 Euro monatlich? Das reichte für einen Bettenplatz, ein Nachthemd, einen Raumpfleger, der einmal in der Woche vorbeischaute, eine Venüle mit Daueranschluss und jede Menge Diazepam. Mehr war nicht drin. Essen, Grundpflege und manches andere mehr: Absolute Fehlanzeige. Ruhiggestelltes Dahindämmern in riesigen Schlafsälen voller kotverschmierter Betten, weit ab vom normalen pulsierenden Leben. Ach ja, da war noch der ominöse m-Faktor. Wer auf 560 Euro abgewirtschaftet hatte, bekam den m-Faktor zuerkannt. Der stand für Minimalversorgung. Über Alter, Krankheit oder Armut zu reden, ist etwas völlig anderes, als selbst betroffen zu sein

Ich frage mich, ob der Titel des Films richtig gewählt wurde. Nach meiner Meinung hätte er genauso gut „2006 – nach Harz IV und Gesundheitsreform“ heißen können. Bis auf das krasse Ende haben wir schon jetzt ähnliche Bedingungen.

Am 30.07.07 habe ich im Deutschlandfunk ein interessantes Interview zu der allerneuesten Entwicklungsrichtung im Gesundheitswesen gehört. Aus gesundheitspolitischer Sicht lässt sich die deutsche Gesellschaft neuerdings in ein Dreiklassen-System fassen:

- 1.Klasse: Privatversicherte
- 2.Klasse: Sozialversicherte
- 3.Klasse: Alte

Wobei ich zur Klasse der Alten Behinderte, Alzheimer- und andere Demenzerkrankte, Wachkomapatienten sowie solche Patienten rechnen würde, die an einer schweren seltenen körperlichen oder seelischen Erkrankung leiden. Hier macht sich die reiche Pharmaindustrie nicht ein-

mal die Mühe, überhaupt Forschung einzusetzen. Die Erkrankungen sind ihr einfach zu selten und werfen deshalb keinen Profit ab.

Kurz: Die Qualität der medizinisch notwendigen Behandlung nimmt von „jung und reich“ nach „alt und arm“ rapide ab. Am schlimmsten trifft es Alte und Verwirrte, die keine Angehörigen mehr haben, die Lösungen für ihre Probleme durchboxen könnten. Während der ersten Klasse alle neuen wissenschaftlichen Therapiemethoden und Medikamente zugute kommen, muss die zweite Klasse sich meistens mit billigeren Generika zufrieden geben bzw. eine Reihe von Behandlungsmethoden aus eigener Tasche bezahlen. Bei der dritten Klasse wird schon von medizinischer Seite her überlegt, ob eine Behandlung (z.B. ein neues Hüftgelenk) überhaupt noch sinnvoll ist. Faselte da jemand etwas vom Sozialstaat?

Da kann ich nur mit dem Kopf schütteln, wenn gutbetuchte Bedenkenträger in Ethikkommissionen oder was weiß ich für Gremien über Sterbehilfe, Stammzellen, Altersdiabetes in jungen Jahren und wie die Modekrankheiten alle heißen endlos herumdebattieren, aber auf der anderen Seite vieles im Argen liegt. Irgendwann gesellt sich wohl oder übel das Alter hinzu und verschlimmert die ganze Sachlage noch. Ich bekomme langsam das Gefühl, alle reden nur klug daher, aber Gedanken, wie man aus diesem Teufelskreis menschenwürdig herauskommt, hat keiner parat. Hospize sind gut, doch es gibt zu wenige davon.

Für mich erheben sich die Frage und die Sorge: Wie lange werden bestimmte Teile der Gesellschaft noch tatenlos zusehen? Oder, um es mit Hegel zu formulieren: „Alles, was besteht, ist wert, dass es zugrunde geht.“ Damit wären wir wieder bei den drei dialektischen Grundgesetzen.

Friedemann Knoop



Wohn(t)räume praxisnah oder Daheim statt Heim

Vom ersten Lebenstag und durch
das ganze Leben wohnen wir:
Jour fixe in der Villa Donnersmarck

*Bild oben:
Eileen Moritz,
Silvia Schmidt und
Bärbel Combüchen
(v.l.n.r.)*

Wohnen bedeutet, einen eigenen Lebensraum zu haben, einen Ort zum Zurückziehen, Erholen und Entspannen, zum Leben der persönlichen Beziehungen. „Wohnen müssen wir alle. Vom ersten Tag nach unserer Geburt bis zum Ende unseres Lebens befinden wir uns in einem Wohnkontext“, so Annemarie Kühnen-Hurlin bei der Begrüßung der Gäste. Wohnen betrifft also alle. „Wenn allerdings die Entscheidung über die eigene Wohnform und den Wohnort nicht selbst getroffen werden kann, wird das Thema politisch“, leitete die Jour fixe – Moderatorin Eileen Moritz den Diskussionsabend ein.

Menschen mit Behinderung und auch Ältere hatten und haben noch immer nicht die gleichen Möglichkeiten, ihre Wohnträume zu verwirklichen. Und um diesen Personenkreis drehte sich die Debatte am Abend des 18. Juni in der Villa

Donnersmarck, bei der Podiumsgäste verschiedener Institutionen mit dem Publikum ins Gespräch kamen.

Die Podiumsdiskussion wurde durch Silvia Schmidt, MdB, Behindertenpolitische Sprecherin der Fraktion der SPD und Mitbegründerin der Initiative DAHEIM STATT HEIM, eröffnet. Sie thematisierte die Fortschritte, die seit Inkrafttreten des SGB IX und der Einführung des Persönlichen Budgets gemacht wurden. Aber, – und damit traf sie den Kern der Diskussion – viele Forderungen werden noch nicht umgesetzt. Gerade Menschen mit kommunikativen Einschränkungen und hohem Unterstützungsbedarf können ihr Wunsch- und Wahlrecht, das Recht umzuziehen, noch nicht immer wahrnehmen.

Wie Wohnformen der Zukunft aussehen könnten, stellten Bärbel Combüchen (Fürst Donnersmarck-Stiftung) und Carsten Krüger (Lebenswege) vor. Das aktuellste Projekt der Fürst Donnersmarck-Stiftung, die Neue Mälzerei, besteht in der Realisierung zweier WG's mit je sieben Appartements, die auch für Menschen mit einem hohen Betreuungsbedarf geeignet sein werden; eine Lösung für Menschen, die von den eigenen vier Wänden mit WG-Anschluss träumen, eine Möglichkeit des Wohnens in eigenen vier Wänden mit gesicherter Assistenz. Bärbel Combüchen dazu: „Wir machen dies Angebot und die Menschen mit Behinderung können diese neue Wohnform gemäß Wunsch- und Wahlrecht annehmen.“ Wenn man so will Abstimmung per Räder.

Carsten Krüger stellte Baupläne des Wohnprojektes Lebenswege für einige barrierefreie Wohnungen in Berlin-Wilmersdorf vor, die nicht nur pragmatischen Richtlinien,



Diskurs und Diskussion: Publikumsfragen sind beim Jour fixe erwünscht

sondern auch Wohlfühlkriterien folgen. Gleichzeitig berichtete er von den Schwierigkeiten einer durch Arbeitszeitregelungen beschränkten Organisation von Dienstplänen für Mitarbeiter.

Als Expertin in eigener Sache war Britta Steffens, Qualitätsmanagement der Ambulanten Dienste e.V., die seit ihrem achten Lebensjahr auf den Rollstuhl angewiesen ist, gekommen. Sie erzählte die Geschichte ihrer drei Lebens- und Wohnformen: vom Leben mit ihren Eltern und vielen Türschwellen, den Umzug in ein Heim ohne Barrieren und schließlich – mit Unterstützung der Mitarbeiter des Heimes – der Umzug in die eigene, immer erträumte, Kreuzberger Wohnung.

In der Diskussion stellte sich schnell heraus, dass die Forderungen der Podiumsgäste und Zuhörer in vielen Punkten übereinstimmten. Selbstständiges Wohnen in den eigenen vier Wänden und ambulant betreutes Wohnen sind die Lebensformen der Zukunft. Klar ausgesprochen wurde, dass Träger von Heimen natürlich nach wie vor interessiert daran sind, ihre Plätze zu besetzen. Die Ambulantisierung wird jedoch weiter fortschreiten. Denn Wohnen soll in den eigenen vier Wänden stattfinden.

Annika Janßen und Thomas Golka

Annemarie Kühnen-Hurlin, Leiterin der Villa Donnersmarck begrüßt Silvia Schmidt (MdB, SPD)



„Mundmalworkshops“ für Kinder in der Villa Donnersmarck

Thomas Kahlau baut Barrieren ab

Der Mundmaler und Autor Thomas Kahlau aus Caputh stellte vom 2. März bis 2. Juni 2008 zum zweiten Mal seine Bilder in der Villa Donnersmarck aus. Thomas Kahlau, inzwischen mit seinen wunderbaren Bildern kein Unbekannter mehr, hat bereits 1989 ein Buch geschrieben mit dem Titel „Die Kraft in mir“. Er beschreibt hier in beeindruckender Weise seinen Unfall und den Weg bis zum dem Maler, der er heute ist. Dieses Buch wurde für die Schriftenreihe der Villa Donnersmarck in Kooperation mit dem Verlag für mund- und fußmalende Künstler in gekürzter und aktualisierter Form neu aufgelegt und kann in der Villa Donnersmarck erstanden werden.

Der Kultursonntag, bei dem T. Kahlau während der Vernissage eine Malvorführung machte, aus seinem Buch las und den über ihn gedrehten Film „Den Wind auf der Haut spüren“ zeigte, gewährte den Gästen einen tiefen Einblick in die Lebensgeschichte des Malers und Autors, der gleichermaßen bewegend und ermutigend wirkte.

Bereits bei der Planung der Ausstellung entstand im Gespräch mit T. Kahlau die Idee, ein Projekt zu starten mit dem Ziel, Vorurteile und Berührungängste gegenüber Menschen mit Behinderungen bei Kindern und Jugendlichen abzubauen: Im Projekt „Villa in der Schule“ wurde der Besuch der Villa mit Herrn Kahlau in Berliner Schulen geplant. Herr Kahlau bietet Lesungen aus seinem Buch „Die

Kraft in mir“ im Rahmen des Ethik-, Deutsch- oder auch Kunstunterrichtes an, um dann anschließend eine Diskussionsrunde mit den Kindern und Jugendlichen zu führen.

Im Projekt „Schulen in der Villa“ wurde der Besuch von Vorschulkindern und Grundschulern in der Villa Donnersmarck geplant, damit sie sich die ausgestellten Bilder von Herrn Kahlau ansehen, Herrn

Kahlau persönlich kennenlernen und an einem „Mundmalworkshop“ teilnehmen können. Thomas Kahlau ist es wichtig, auf diese Weise schon bei den Kleinsten einen selbstverständlichen Umgang mit

Menschen mit Behinderung zu fördern. Er hat schon zahlreiche Mundmalworkshops in Schulen und Museen angeboten und für diesen, stets ehrenamtlichen Einsatz bereits das Bundesverdienstkreuz erhalten. Nun haben bereits einige Vorschulgruppen das Angebot wahrgenommen und weitere Termine sind vereinbart.

Hier ein kurzer Erfahrungsbericht

Thomas Kahlau beginnt seine Workshops mit einer liebevollen Begrüßung und beginnt sogleich damit, dass die Kinder sicher wissen wollen, warum er im Rollstuhl sitzt, wie er seinen Alltag meistert und welche Aufgaben sein Assistent hat. Kinder und Erzieherinnen hören gespannt zu und sind immer sehr interessiert; die Jungen oft besonders an dem „Zauberrollstuhl“ mit all seiner Technik: „Ist ja cool, wie ein kleines Auto! Kannst du uns mit deinem Rollstuhl überholen?“ „Nein, das kann ich nicht. Ihr seid viel schneller!“ sagt Herr Kahlau dann und eröffnet offiziell eine Fragerunde. Die



Aufgepasst! Thomas Kahlau zeigt beim Projekt „Schulen in der Villa“, wie es geht!

wissbegierigen Kinder dürfen alle Fragen, die ihnen in den Sinn kommen stellen, welche T. Kahlau ohne Umwege mit viel Verständnis, Geduld und natürlich möglichst kindgerecht beantwortet.

Ein Junge fragte beispielsweise, ob Thomas Fußball spielen könne. Als dies verneint wird, gibt der Junge ihm den Tipp, dann doch mit dem Kopf zu spielen. Ganz besonders wichtig sind den Kindern die alltäglichen Dinge: Wie T. Kahlau auf die Toilette geht, wie er isst oder sich die Zähne putzt und seine Hose anzieht. Ein schöner, abschließender Satz eines Kindes lautete: „Jeder kann etwas besonderes und Thomas kann ganz besonders malen!“

Wenn alle Fragen beantwortet sind, beginnt Herr Kahlau mit der Mundmal-demonstration. Dazu bringt er sein „Modell“ in Position, beispielsweise einen Teddy, und zeigt den Kindern, wie er den Pinsel im Mund hält und worauf er achten muss, damit das Malen auf diese Weise funktioniert. Sein Pinsel hat ein Mundstück, das vom Zahnarzt angefertigt wurde, um Druckstellen im Mund zu vermeiden. Sobald das Bild fertig ist, dürfen sich die Kinder selbst im Mundmalen ausprobieren. Mit großer Begeisterung klemmen sie sich die Pinsel, wie von T. Kahlau erklärt, zwischen die Backenzähne und legen los. Alle haben dabei sichtlich Spaß. Zwar wird hier und dort geschummelt, doch manche Kinder nehmen es auch ganz genau. Schließlich haben sie gesehen, dass Thomas auch nicht schummeln kann. Wenn alle kleinen Kunstwerke fertig sind, gibt es noch eine herzliche Verabschiedung, bei der T. Kahlau der Gruppe das eben von ihm gemalte Bild für den Gruppenraum und als Erinnerung schenkt.

In Gesprächen mit den Erzieherinnen stellt sich heraus, dass alle teilnehmenden Kinder nachhaltig von T. Kahlau als Persönlichkeit und von dem Projekt beeindruckt sind: Zur besseren Bearbeitung und zur Beantwortung der nun doch verstärkt auftretenden Fragen, wurde den



Mundmalen ist anstrengend Erzieherinnen das Buch von T. Kahlau zur Unterstützung mit auf den Weg gegeben.

„Bei keinem anderen Ausflug haben wir so viel Resonanz von den Kindern und auch von den Eltern bekommen. Der Ausflug und T. Kahlau, bzw. die Thematik Behinderung sind seitdem immer wieder Thema bei uns“ bestätigte Sylvia Neumann, Erzieherin in der Kita-Schönow. Der Tagesspiegel brachte am 27. Mai 2008 den Artikel „Freihändiger Pinselschwung“ Thomas Kahlau malt mit Kindern und spricht dabei über seine Behinderung“ und sorgte damit sofort für neue Anfragen.

Das Projekt „Villa in der Schule“ startet erst langsam, erfreut sich aber nach dem Tagesspiegelbericht auch erhöhter Aufmerksamkeit. Zur Auswertung der Projektarbeit wird eine Nachbesprechung in den Klassen bzw. Kindergärten durchgeführt. Vielleicht entwickelt sich daraus ja ein langfristiges Angebot, bei dem immer wieder Schulen und Kindergärten die Villa besuchen, um dort Menschen mit Behinderung kennen zu lernen und somit einen wichtigen Beitrag zur Akzeptanz und Toleranz in der Gesellschaft beizutragen.

**Josefine Stamm, Kultur und Events,
Villa Donnersmarck,
Ella Schulz, Praktikantin**



Flanieren für alle

Begehung/Berollung der
Oranienburger Straße

Wenn die Sonne lockt, wollen alle draußen sein, im Straßencafé einen Latte Macchiato genießen sowie zwischen Restaurants und Geschäften flanieren. Dazu brauchen Mütter mit Kinderwagen und Rollstuhlnutzer mehr Platz als andere. Dieser Platz ist der Oranienburger Straße nicht immer ausreichend vorhanden. Auf dem Bürgersteig stehen Reklametafeln, zu eng stehende Tische und Stühle erschweren ein Durchkommen, manchmal ist der Weg völlig verstellt.

Die Begehung/Berollung der Oranienburger Straße am 11. Juni 2008 ging auf Initiative der Arbeitsgemeinschaft Berliner Behindertenverbände, -vereine und Initiativen (AGBBI) unter der Leitung von Dr. Manfred Schmidt (LV Selbsthilfe Berlin) und der Bezirksbehindertenbeauftragten Berlin-Mitte Hildrun Knuth zurück. Eine Gruppe von Interessierten wollte die Barrierefreiheit des öffentlichen Straßenlandes überprüfen. Manch ein Aufsteller musste zurück in das



Geschäft und etliche Überschreitungen der genehmigten Sondernutzung waren zu bemängeln.

Der Behindertenbeirat und die Behindertenbeauftragte des Bezirks Berlin-Mitte, der Frauenbeirat Stadtplanung im Bezirk-Mitte, per pedes e. v. und die AGBBI, bei der die Fürst Donnersmarck-Stiftung mitarbeitet, hatten sich zu dieser Aktion zusammengeschlossen. Der Bezirksbürgermeister Dr. Christian Hanke, die Bezirksstadträte Ephraim Gothe (Stadtentwicklung) und Joachim Zeller (Wirtschaft, Immobilien und Ordnungsamt), Mitarbeiter der zuständigen Ämter wie Ordnungsamt, Wirtschaftsamt und Bau-Sondernutzung begleiteten die Gruppe beim Slalom um Tische und Stühle, um parkende Autos und falsch platzierte Aufsteller.

„In einer Begehung/Berollung wollen wir dokumentieren, ob die Oranienburger für die Personen mit größerem Platzbedarf nutzbar ist. Dazu werden Durch-

gangsbreiten vermessen und zugestellte Wege aufgezeichnet. Wir überprüfen Barrierefreiheit im öffentlichen Straßenland. Wir wollen wissen, ob der Boulevard für alle Besucher und Anwohner erlebbar ist. Denn wir wollen allen das Flanieren ermöglichen!“, erklärten die Organisatoren der Aktion in einem Flugblatt.

Im Frühherbst 2008 werden die Ergebnisse der Begehung/Berollung veröffentlicht werden.

Thomas Golka

*Bild oben rechts:
Bezirksstadträte Ephraim Gothe (rechts)
und Joachim Zeller (2.v.links) im Gespräch.
Weitere Fotos bei www.fdst.de/aktuelle-sundpresse/fotogalerien/*

Musikalischer Abend II

Unforgettable



Zur Reihe „Musikalischer Abend“ in der Villa Donnersmarck waren am 9. Mai 2008 zahlreiche Besucher gekommen. Auf dem Veranstaltungsprogramm standen Klassiker und Highlights der Jazz-, Swing-, und Latinomusik. Sie wurden vom Gitarristen und Sänger Michael Klink gemeinsam mit dem Percussionisten Renegald Gruwe vorgetragen.

Zur Person Michael Klink

Er kann als Sänger, Gitarrist, Schauspieler auf den Bühnen des Friedrichstadtpalastes und der freien Volksbühne, sowie ausgedehnten Tourneen durch Europa zurückblicken.

Zur Person Renegald Gruwe

Als gelernter Schlagzeuger hat er sich im Laufe der Jahre über Jazz- und Swingbands zum Percussionisten weiterentwickelt! Das bedeutet, dass er sein Hauptinstrument Schlagzeug mit anderen Elementen (aus Holz, Glas, Metall usw.) im Spiel kombiniert – eine tolle Klangmischung!

An diesem Abend hörten wir bekannte Stücke (Schlager) wie „Volare“ oder „Bamboleo“, Evergreens von Frank Sinatra, sowie Balladen der Jazz- und Bluesmusik, meist aus den 1950er und 1960er Jahren. Gängige „Ohrwürmer“ wurden nach Aufforderung natürlich mitgesungen. Die Stimmung war gut, ja so gut, dass sich eine Besucherin glatt in einer kleinen Pause zwischen den Strophen quasi solo gesanglich bemerkbar machte! Die Musiker amüsierten sich. Dies konnten sie auch, da sie mit ihrer Darbietung beim Publikum richtig gut ankamen! Wie immer bei solchen Veranstaltungen raste die Zeit viel zu schnell vorbei und es hieß „Der Telebus ist da“ und wir mussten uns auf den Weg machen.

Den Akteuren dieses gelungenen Abends, den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Villa Donnersmarck, sowie allen Helfern ein großes Danke...

....and thank you for the music!

Hannelore Jerchow

Gemeinsam für einen großen Traum ...

Coretta King und das zeitlose Vermächtnis ihres Mannes

Am 30. Januar 2008 jährte sich der zweite Todestag von Coretta King, der Witwe Martin Luther Kings. Der Hänssler Verlag hat jetzt eine Biographie Coretta Kings vorgelegt, geschrieben von einer langjährigen Freundin der Familie King, Octavia Vivian. Die Autorin, Mutter von sechs Kindern, ist selbst eine bekannte amerikanische Bürgerrechtlerin. Sie schreibt schlicht und unpathetisch, aber umso erregender über die Entwicklung der Bürgerrechtsbewegung in den USA, die mit dem Namen Martin Luther King aufs Engste verbunden ist.

Es ist ein anderes Amerika, das wir hier kennenlernen: mutige Menschen, die mit ihrem Glauben eng verbunden sind, die für Gewaltfreiheit und den Traum von gleichen Rechten für alle eintreten und die in den vergangenen Jahrzehnten beträchtliche Veränderungen im innenpolitischen System der Vereinigten Staaten durchsetzen konnten – gegen Bombenanschläge, Terror, vielfältige Behinderungen und Repressalien. Dennoch bleibt noch vieles zu tun. Octavia Vivian bringt uns manches Unbekannte über das Leben und den Kampf Martin Luther Kings, die Umstände seiner Ermordung 1968 und den weiteren Weg Coretta Kings bei der Erfüllung des Vermächtnisses ihre Mannes nahe. Es ist lebendige Zeitgeschichte, die wir hier miterleben.

Kurz vor seiner Ermordung rief Martin Luther King die „Poor People's Campaign“ ins Leben. Sie war „... Martins Versuch, die Armut in Amerika zu beenden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte vor allem die Mittelklasse von der Bürgerrechtsbe-

wegung profitiert. Die Rechte, in der Innenstadt essen zu gehen, ungehindert zu reisen, bessere Kleider zu kaufen und ein Haus zu erwerben – all das waren zwar wichtige Rechte, aber völlig außerhalb der Reichweite der frustrierten Armen. Wozu sollten diese Rechte gut sein, wenn man nicht das Geld besaß, um das alles zu tun?“ 1991 erklärte Coretta King: „Die

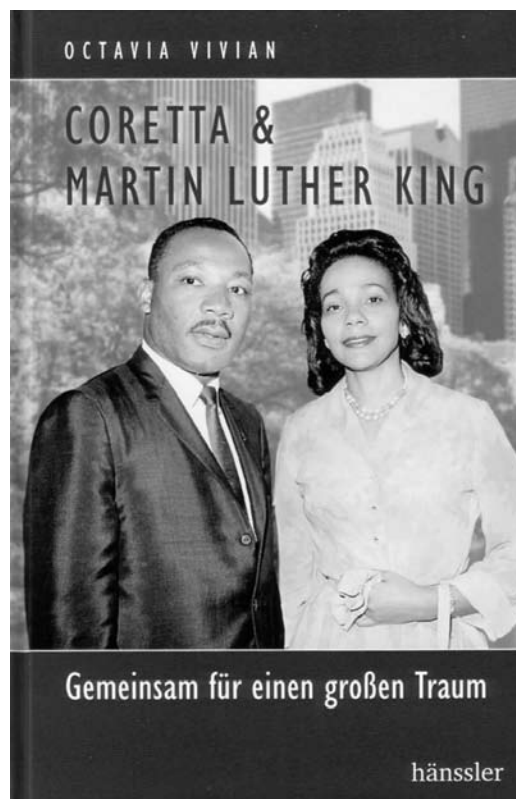
USA geben 55 Cent jedes Dollars, der als Steuer gezahlt wurde, für Militär aus, verglichen mit nur zwei Cent, die für die Bildung verwendet werden ...“

Auch Kings „zehn Gebote über Vietnam“, in denen er den Krieg der USA analysiert und klar verurteilt, haben bis heute ihre Gültigkeit behalten, wenn wir „Vietnam“ durch „Irak“ ersetzen. Übrigens besuchte in diesen Tagen Amelia Boynton

Robinson – amerikanische Bürgerrechtlerin seit dem Beginn der Proteste in den 60er Jahren – Europa und Berlin. Trotz ihrer 96 Jahre nimmt sie noch aktiv an den politischen Auseinandersetzungen teil.

Coretta Scott King engagierte sich bis zu ihrem Tode 2006 für Menschenrechte und gewaltfreie demokratische Veränderungen in der Gesellschaft. Es ist der Weg einer mutigen und selbstlosen Christin im Kampf für Frieden und eine Gesellschaft ohne Rassismus, Sexismus, Homophobie und alle Formen des Fanatismus.

Octavia Vivian



Coretta und Martin Luther King/
Gemeinsam für einen großen Traum mit einem Vorwort von Martin Luther King III
Hänssler Verlag Holzgerlingen
2007, 153 S., geb.
ISBN 978-3-7751-4762-0
EUR 14,95



Was bringt das Leben Neues

Die Villa Donnersmarck als Künstlerplattform

Vor einiger Zeit habe ich mit einer guten Freundin telefoniert. Eher beiläufig erzählte sie mir von ihrer Unterhaltung mit einer gemeinsamen Freundin, die ich schon etliche Jahre nicht mehr gesehen hatte. Sie sprachen über das Thema Beruf. Dabei kam die Rede auf mich, und ob ich noch malen würde. Dann könnte ich ja mal in der Villa Donnersmarck meine Bilder ausstellen, wenn ich mag.

Ich befand mich zu dieser Zeit in einem Übergang von meiner Berufstätigkeit zum Frühpensionär. Es war ziemlich klar, dass

ich mich gegen ein Ausscheiden aus meinem bisherigen Beruf nicht mehr zur Wehr setzen konnte, da mein Gesundheitszustand es nicht zuließ. Trotzdem war ich etwas überrascht von dem Angebot. Nach kurzer Überlegung nahm ich aber Kontakt zur Villa auf. Mich interessierte vor allem das Umfeld, in dem diese mögliche Ausstellung stattfinden sollte. Ich hatte keine konkrete Vorstellung von Art und Umfang eines solchen Vorhabens.

Nach dem ersten Besuch der Lokalitäten und der offenen Begegnung mit den Mitarbeitern des Hauses – insbesondere durch Josefine Stamm – nahm mein Interesse an diesem Projekt merklich zu. Konzeptionell waren für mich natürlich einige Dinge abzuklären; z.B. mit wie vielen und welchen Bildern ich die Ausstellung würd bestücken können. Sind die, die ich bisher gemalt habe ausreichend? Sind diese Bilder Ausdruck meiner selbst, habe ich eigentlich meinen eigenen Stil?

Gibt es neue Ausdrucksformen, die ich noch entwickeln könnte? All diese Fragen stellten sich nach und nach ein. Dennoch war ich schnell bereit, die Herausforderung für mich anzunehmen.

Der zuerst anvisierte Termin war allein aus dem Bauch heraus für mich allerdings nicht vorstellbar. Ein Jahr Vorbereitungszeit wurde schließlich vereinbart und – wie sich herausstellte – auch notwendig. Ich hatte zu planen, wie viele Bilder ich im Monat zu malen im Stande sein könnte, natürlich vor dem Hintergrund meiner kritischen Haltung zu meinen eigenen Kreationen, denn nicht alles würde gelingen, und es könnte auch Leerlauf in der Schaffenskraft auftreten. Dieser Umstand war mir als Erfahrung bereits bewusst und früher schon begegnet.

Mein malerischer Wiedereinstieg begann allerdings schon zweieinhalb Jahre zuvor. Angeregt durch die dort stattfindende Ausstellung von Emil Nolde – unpainted Pictures – hatte ich im Urlaub

auf Bornholm begonnen, mich intensiver mit Aquarellmalerei zu beschäftigen. Durch krankheitsbedingte Ausfälle hatte ich Zeit, mich der Auseinandersetzung mit Aquarellmalerei verstärkt zu widmen und versucht, mir eine neue Perspektive zu eröffnen. So entstanden während dieser Zeit einige Landschafts- und Naturstudien. Zwei dieser Arbeiten sind in meiner Ausstellung zu sehen. Zudem war ich beeindruckt von der künstlerischen Arbeit von Ullrich Eigenfeld, dessen Arbeiten mit Kreide ich im Sommer 2002 in der Wustrower Kunstscheune bewundert hatte. So begann ich, wenn auch zaghaf, mich auch der Malerei mit Kreide zuzuwenden.

Die Arbeit und die Studien mit diesen beiden Darstellungsarten führten mich zu dem Stil, den ich heute für mich auch hauptsächlich in der Ölmalerei anwende. Außerdem begann ich mich umzusehen, welche anderen interessanten Materialien ich integrieren könnte. Alle Materialien, die mir in meinem Alltag begegnen und die mich ansprechen, versuche ich als Ausdrucksmittel in meine Arbeiten zu integrieren. Dies ist allerdings keine neue Idee, da ich das schon in den 90iger Jahren in meinen Bildern verwirklicht habe (Werdung, Israel). Das war die Zeit auf den

Spuren des Expressionismus und insbesondere der Werke des Blauen Reiters und der Brücke.

Allerdings ändert sich durch das Finden neuer Materialien auch meine Art der Darstellung stark. Insbesondere in den abstrakten Bildern tritt dies zum Vorschein, was wiederum nicht bedeutet, dass solche Materialien nicht auch in thematischen Darstellungen vorkommen (Together, Hilfe in Sphären).

Darüber hinaus habe ich durch die Beschäftigung mit der Aquarellmalerei starke Impulse für meine gegenwärtigen – auch in der Ausstellung nachzuvollziehenden – Arbeiten aufgenommen. In meinen Bildern soll der Eindruck von Vielschichtigkeit und Transparenz entstehen. Meine Themen sind im Wesentlichen Transzendenz, Spiritualität und die Verbindung von Bewusstem und Unbewusstem.

Es ist mir ein Anliegen, meine Sichtweise und die dahinter liegende Botschaft zu diesen lebensumspannenden Hintergründen sichtbar zu machen und vielleicht zum Nachdenken zu animieren.

Michael Seimann

Werner-Michael Seimann war Oberbaurat, bevor er aus gesundheitlichen Gründen seine Berufstätigkeit aufgeben musste. In der Folge eröffnete ihm seine künstlerische Ader eine neue Perspektive.



Buntes Sommerfest im Fürst Donnersmarck-Haus in Frohnau

Traditionell feiern wir unseren Tag der offenen Tür Ende August im Rahmen eines Sommerfestes. Sie sind alle herzlich eingeladen, vorbeizukommen und mit uns, unseren Bewohnern, Nachbarn und Freunden einen vergnüglichen Tag zu verbringen.

Es erwartet Sie garantiert ein kurzweiliger Nachmittag mit musikalischem und spielerischem Programm für Jung und Alt, interessanten Infor-



mationen und kulinarischen Köstlichkeiten.

Einige unserer Highlights:

- „Mimikry“ (Klezmer, Tango, Swing)
- Gitarrenduo „Melting Pot“ (Einflüsse aus Blues, Funk, Rock`n Roll, Reggae und Jazz verschmelzen zu Eigenkompositionen)
- „Wheels in Motion“, Rollstuhltanz
- „Raum für Mehr“/Hermsdorf: Orientalischer Tanz und Ballett
- BVG-Mobilitätstraining für Menschen mit Behinderung
- Freiwillige Feuerwehr Frohnau

Samstag, 30. August 2008
von 14 bis 18 Uhr
im Fürst Donnersmarck-Haus
Ev. Rehabilitationszentrum für Menschen mit Körperbehinderung
Wildkancelweg 28
13465 Berlin-Frohnau
www.fdst.de
Eintritt frei

Villa Talk - Lebensgeschichten (fast) unter zwei Augen



Zu Gast im Villa Talk ist der Clubbesitzer und mehrfache deutsche Meister im Golf Jens Maspfuhl. Der ungewöhnliche Lebemann erlitt

2003 während seines Urlaubs einen Unfall und ist seitdem auf den Rollstuhl angewiesen.

Mit der Rugbymannschaft Mainpower Frankfurt gewann er 2008 einen der begehrten Pokale des größten Rollstuhlrugby-Turniers der Welt. Über seinen Sport und seinen Job sagt er: „...nichts für Weicheier.“

Freitag, 19. September 2008
18.00 bis 20.00 Uhr
Villa Donnersmarck
Um Anmeldung wird gebeten

Saisonauftritt im Reisebüro

Der Saisonauftritt im Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung ist nun schon zu einer kleinen Tradition geworden. Zu dieser Veranstaltung fand sich am Freitag, den 7.3.2008 eine große Runde Reiselustiger ein, um sich zu informieren und Reisepläne zu schmieden. Das Programm wurde vorgestellt und Fotos der letzten Reisen konnten angeschaut werden. Auch allen Lesern der WIR-Zeitung möchten wir im Anschluss unser Reiseprogramm vorstellen. Wir würden uns freuen, wenn es Ihnen gefällt und Sie Lust bekommen, an der einen oder anderen Fahrt teilzunehmen.



Tagesfahrten:

DRAISINENFAHRT 1 UND 2: Do. 31.7. und Do. 7.8., 9.00 – 18.00 Uhr, Preis: 72,- €, Fahrt auf einer rollstuhlgerechten Fahrraddraisine durch die abwechslungsreiche Seenlandschaft zwischen Fürstenberg und Templin

SPREEWALD: Do. 4.9., 9.00 – 18.00 Uhr, Preis: 66,- €, romantische Fahrt durch das weit verzweigte Wasserwegenetz der Fließe

BRANDENBURG: Do. 25.9., 9.00 – 18.00 Uhr, Preis: 66,- €, Stadtbesichtigung zu Lande bei einem Rundgang und zu Wasser bei einer Fahrt auf der Havel

LICHTERFAHRT: Do. 11.12., 16.00 – 20.00 Uhr, Preis: 36,- €, Fahrt durch das festlich geschmückte Berlin

Kurzreisen:

DRESDEN UND PRAG: 8.9. – 15.9., 856,- €, Elbflorenz und die Goldenen Stadt: Städtereise zu zwei Höhepunkten Europas mit Unterbringung im Hotel Martha Hospiz und Hotel Globus

*Barrierefreie
Erholung:
Tagesausflüge sowie
Kurzreisen des
FDST-Reisebüros*

GESUND UND FIT: 3.11. – 10.11., Preis: 579,- €, eine Woche für die Gesundheit im Gästehaus Bad Bevensen mit seinem im Oktober 2008 neu eröffneten Vital-Zentrum

SCHNUPPERTAUCHEN: 21.11. – 23.11., Preis: 298,- €, Tauchkurs mit Einführung in Theorie und Praxis in der komfortablen Atmosphäre des Haus Rheinsberg, Hotel am See

Das Reisebüro freut sich auf viele Interessierte und Mitreisende. Für weitere Informationen, bei Fragen oder zur Anmeldung:

**Reisebüro der
Fürst Donnersmarck-Stiftung,
Blissestr. 12, 10713 Berlin,
Tel.: 030 / 8 21 11 29,
Fax: 030 / 8 22 98 03,
Mail: reisebuero@fdst.de**

Der Behinderten-Sportverein Köpenick e.V.

Der Behinderten-Sportverein Köpenick e.V. wurde 1991 gegründet, mit dem Ziel, sportliche Betätigungen für Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen anzubieten. Im Gründungsjahr nutzten 15 Mitglieder die sportlichen Angebote des Vereins. 2005 waren es bereits 176 aktive Mitglieder. 8 ausgebildete Übungsleiter (Lizenz) betreuen gegenwärtig 11 verschiedene Übungsgruppen. Hinzu kommen noch die Teilnehmer am Reha-Sport. Der Sportverein bietet folgende Sportmöglichkeiten an:

- Gymnastik (Stütz- und Bewegungsapparat),
- Lungensport,
- Rollstuhlsport (Gymnastik, Spiele),
- Wassergymnastik,
- Schwimmen

Die Übungsstätten sind:

Turnhalle in der Luisenstraße,

Allende-Schwimmhalle,

Kleine Schwimmhalle Wuhlheide

Der Sportverein ist unter der Telefonnummer (0 33 62) 2 47 44 zu erreichen.



Aqua Integrale

Schwimmangebote für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen

Partner für Aqua Integrale sind ausgewählte (Behinderten)-Sportvereine aus Berlin. Mit Aqua Integrale wird das bisherige „Präventionsschwimmen“ fortgesetzt. Eine Liste der Vereine liegt der Behindertenbeauftragten des Bezirksamtes Trepow-Köpenick vor. Der Behinderten-Sportverband ist grundsätzlich für das Gesamtangebot zuständig und sorgt für die Übungsleiter in den unter Vertrag stehenden Schwimmhallen.

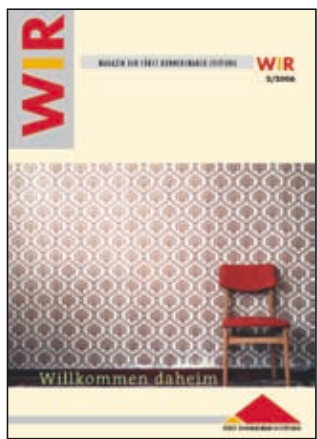
Eltern, die ihre Kinder in einem Sportverein, der mit Aqua Integrale kooperiert, anmelden wollen, zahlen die in dem jeweiligen Verein üblichen Beiträge. Diese sollen sich zw. 6 und 11 EUR/Monat bewegen. Für Eltern, die dies nicht aufbringen können, werden z. Zt. Patenschaften gesucht.

Wenn Eltern jedoch von einer zeitlich umrissenen Schwimmmaßnahme für ihre Kinder Gebrauch machen wollen, haben sie die Möglichkeit, Reha-Sport vom Arzt verschreiben und von der Krankenkasse finanzieren zu lassen.

Hier sollen 50 bis max. 120 Einheiten pro Jahr möglich und gesetzlich abgesichert sein.

Ansprechpartner vom Behinderten-Sportverband Berlin:
Herr Thomas Grimm
 Tel: (030) 32679394
 E-Mail: jugend@bsberlin.de

Ansprechpartnerin im Bezirk:
Behindertenbeauftragte Frau Rühling
 Tel: (030) 6172-6119
 E-Mail: gabriele.ruehling@ba-tk.verwalt-berlin.de



Aus dem Inhalt:

- Einfach Europa?! – Europa für behinderte Menschen
- Mehr Transparenz für Wohnungssuchende
- Von der Wohn- zur Hausgemeinschaft
- Nische mit Nachbarn
- Vom Wunsch zur Wirklichkeit
- Behindertenbeauftragte feierte Antidiskriminierungsgesetz
- Karneval der Kulturen 2006
- Rumba ist werben umeinander



Aus dem Inhalt:

- Forschungspreis setzt Zeichen
- 90 Jahre Fürst Donnersmarck-Stiftung
- Kinder ihrer Zeit
- Reisen ist immer ein Stück Rehabilitation
- Der einzige „Ossi“
- Wolfsnacht mit Gänsehaut
- Fußball für Blinde
- Die Tiger von Woltersdorf
- „Teilhabe ist mehr als ein Modewort“



Aus dem Inhalt:

- Europa für alle – barrierefreier Tourismus
- Para-Comedy
- Gott, Humor und Behinderung
- Den Schwung des Hammers lernen
- Wenn die Welt zum Dorf wird
- Handicapped Diving
- Behinderte in Literatur & Unterhaltungsbranche
- Metamorphose
- „Integration beginnt im Buddelkasten“

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.



Name

Straße

PLZ

Ort

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

Ich brauche.....Exemplar(e)
 der aktuellen Ausgabe
 der Ausgabe 1/2007
 der Ausgabe 2/2007
 der Ausgabe.....

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Eichhorster Weg 25, 13435 Berlin (Wittenau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Eingang Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)
(wegen Umbau geschlossen)

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24. 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Hausverwaltung / Vermietung
Amalienstraße 14, 12247 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de